

Deutsche Volksbibliothek



Ditogar Schupp,
Der Schulmeister
von Sendelbach.



Stuttgart.

Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Deutsche
Volksbibliothek

für

Lesevereine und das Haus.

Erster Band.

Stuttgart.

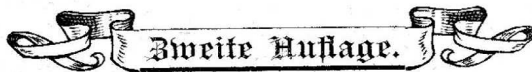
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Der
Schulmeister von Gendelbach.

Eine Volkserzählung

von

Ottokar Schupp.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Alle Rechte vorbehalten.

Beim Johann Peter Fein im Dorfe Adelsheim war Kindtauffchmaus.

Draußen wirbelte Schnee in der Luft und ein schneidend kalter Nordwind fegte durch die Straße. Je kälter, trüber und stürmischer es aber draußen wurde, desto behaglicher fühlte man sich in der warmen Stube, beim heißen Kaffee und mürben Kuchen.

Es waren schon ganze Kuchenberge verschwunden und mancher Kaffeetopf geleert; nur solche, die sich bei derartigen Gelegenheiten ein „Extrabene“ thun, oder Nachzügler greifen noch zu. Die Männer nahmen ihre Pfeifen zur Hand und begann einen ernstern Diskurs.

Die Weiber sammelten sich um die Kindbetterin und das junge Volk schäkerte, sicherte und lachte.

Unter den jungen Leuten zeichneten sich zwei, die beide Paten des jungen Erdenpilgers geworden waren, durch Schweigsamkeit und träumerisches Wesen aus. Für den feineren Beobachter waren sie unzweifelhaft ein Liebespärchen, aber kein glückliches.

Sie saßen nicht nebeneinander, sondern schräg gegenüber.

Das Mädchen unterschied sich von seinen Kameradinnen durch eine höhere, vollere Gestalt und durch einen edleren, geistigeren Ausdruck im Gesichte. Besonders schön waren Mund und Augen. In letzteren lag eine Innigkeit und dabei eine Traurigkeit, die unwillkürlich ergriff.

Der Bursche, auf den die Augen des Mädchens sich öfters richteten, war nichts weniger wie hübsch. Er war

ein großer, starkknochiger Gefelle. Aber aus seinem breiten Gesichte leuchtete Verstand und eine Gutmütigkeit und Tiefe der Empfindung, wie sie kein Mensch einem so rauhen Burschen zugetraut hätte.

Sie vermieden augenscheinlich miteinander zu sprechen. Aber wenn sich ihre Blicke zufällig begegneten, sagten sie sich durch ihre Augen genug.

Durch die Munterkeit der Gefährten blieb die stumme Sprache der beiden ziemlich unbemerkt.

Nur ein ällicher Mann am anderen Tische, der ein besonderes Interesse an ihrem Benehmen zu haben schien und öfters lauernde Blicke nach ihnen warf, hatte etwas gemerkt.

Es war der reiche Bauer Sauereffig neben der Kirche, der Vater des jungen Burschen. Schon mit Unmut und Mißtrauen hatte er seine Einwilligung zu der Patenschaft seines Sohnes Konrad gegeben, nachdem ihm bekannt geworden war, daß auch Schwentks München, seiner Schwester Adoptivtochter, das Kind aus der Taufe heben würde. Jetzt bereute er, daß er so nachgiebig gewesen. Jeder neue Blick des Einverständnisses der jungen Liebesleute machte sein finsternes, faltiges Gesicht noch faltiger und finsterner. Die ausgegangene kurze Pfeife hielt er in der schwer auf dem Tische liegenden Faust, und seine wutblickenden Augen spieen Feuer und Flammen. Jeden Augenblick konnte der Sturm losbrechen.

Da erhaschte das Mädchen einen jener Wutblicke. Sie wurde feuerrot im Gesicht. Ihre Brust hob und senkte sich vor Aufregung und eine Thräne perlte in ihrem Auge. Hastig stand sie auf und erklärte ihren Gefährten und Gevätern, sie müsse einmal hinüber, um nach der Base zu sehen, dieselbe hätte sich den Mittag gelegt und gethan, als wolle sie krank werden. Die Gevätern meinten, sie solle nur bald wiederkommen; mit der Base würde es nicht von Bedeutung sein; sie würde ihr altes Gebreche haben.

Das Mädchen versprach es und sprang, ihre Schürze um das glühende Haupt gewunden, leichtfüßig über die Gasse nach dem Hause dicht neben der Schule.

Raum waren zwei Minuten vergangen, da stand sie jedoch wieder geisterbleich auf der Schwelle der Stubenthüre.

„Um Gottes willen kommt einmal hinüber, ich glaube die Base ist tot.“

Jeder plötzliche Todesfall hat etwas ungemein Erschütterndes. Die meisten der Kindstaufgäste wurden sichtbar bleicher. Ein paar Nachbarinnen meinten mit vor Aufregung zitternder Stimme, das sei ja gar nicht möglich, daß die alte Schwenkin schon tot sei, sie hätten sie ja noch diesen Mittag am Fenster gesehen. Ein paar erfahrene Leute folgten jedoch dem erschreckten Mädchen, denen sich noch ein ganzer Haufen Neugieriger anschloß.

Unter denen, die sich des Mädchens annahmen, zeichnete sich besonders der alte Klingelhöfer, der Schullehrer des Dorfes, aus, eine hohe, stattliche Erscheinung mit langem, starkem, aber schneeweißem Haar. Er faßte das Mädchen liebevoll am Arm und da dieselbe durch den Schrecken fast gelähmt war, trug er sie mehr über die Straße, als daß er sie führte.

„Sie ist tot“, murmelte der Schullehrer, als er in das Krankenzimmer trat und die Leichenfarbe des Gesichtes und die eingefallenen Augen der alten Frau gewahrte. Für seine Ueberzeugung bedurfte es keiner weiteren Untersuchung. Aber um dem ihn mit verzweifelten Blicken anschauenden Mädchen Gewißheit zu geben, prüfte er den Puls der leblos Daliegenden und legte sein Ohr auf ihr Herz. Er wollte schon das Horchen aufgeben, da meinte er etwas gehört zu haben. Er horchte noch einmal und noch einmal.

„Ich weiß nicht, es könnte noch Leben in ihr sein,“ sagte er. „Ich glaube einen Ton tief im Herzen zu hören. Schaffet einmal Essig herbei zum Anstreichen und eine

Bürste, um die Fußsohlen zu reiben. Auch wäre es gut, wenn jemand nach dem Doktor ginge.“

Raum hatte der Schullehrer das letzte Wort gesagt, als Konrad, der an der Seite des trostlos auf die Leiche hinstarrenden Mädchens stand, sich durch die gaffende Menge hindurchdrängte. Fünf Minuten darnach hörte man einen Reiter in wildem Carriere durch die Dorfgasse hinausjagen. Es war Konrad, der nach dem Doktor ritt.

Während der junge Bursche fast mit dem Wind um die Wette durch das Schneegestöber hinslog, stellte man bei der Leiche der alten Frau nach der Angabe des Lehrers Belebungsversuche an. Allein diese schienen keinen Erfolg zu haben. Die Nichte der Alten wurde immer bleicher. Sie hielt sich an der Bettlade, um nicht umzusinken.

Gewißheit wäre besser für sie gewesen; die aufregende Spannung überstieg fast ihre Kraft. Noch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen.

Man wollte schon die scheinbar vergeblichen Versuche aufgeben, als ein leises Zucken in den Augenlidern der Alten sichtbar wurde.

„Bringt einen Spiegel her!“ rief der Schullehrer. Er hielt denselben der Kranken vor den Mund, worauf ein leichter Hauch auf dem Glase sichtbar wurde.

Der Schullehrer faltete leise betend die Hände. Das Mädchen wurde hochrot im Gesicht. Ihr Herz klopfte wie ein Hammer in der Brust.

In diesem Augenblick trat der Doktor, von Konrad geführt, in das Zimmer. Die Menge machte ihm ehrerbietig Platz. Er horchte genau auf der Brust der Leblosen, dann suchte er den Puls zu fühlen und nickte mit äußerst befriedigendem Gesicht. Darauf zog er ein Fläschchen hervor und hielt dasselbe der Kranken eine Zeit lang unter die Nase. Auf einmal nieszte die Totgeglaubte und schlug die Augen auf.

Ihre Nichte stieß einen hellen Schrei aus und wollte zu ihr hin, um sich weinend über sie zu stürzen, aber der

Arzt wehrte ihr. Da fiel sie Konrad, der neben ihr an das Bett getreten war, um den Hals und weinte laut vor Freude. Die Starre ihres Wesens löste sich. Sie zuckte und schluchzte wie ein kleines Kind.

„Ach Gott, Konrad,“ rief sie; „sie lebt ja wieder. Ich wäre die Unglücklichste meines Geschlechtes geworden, wenn sie tot geblieben wäre. Ich hätte mir ewig Vorwürfe gemacht, daß ich meinem Vergnügen nachgegangen wäre und hätte die, die mir von Jugend auf Mutter und alles war, einsam sterben lassen.“

Das etwas anstößige Benehmen des Mädchens, das vor aller Augen den Bauernburschen umhalsste, mußte jeder entschuldigen, der wußte, wie nahe der junge Mensch ihrem Herzen stand und daß in solchen Augenblicken höchsten Schmerzes und höchster Freude das überströmende Gefühl alle Schranken durchbricht, die der überlegende Verstand und Sitte und Gewohnheit gezogen haben.

Die alte Base, die jetzt wieder völlig bei sich war, hatte darum für die Selbstvergessenheit ihrer Nichte keine Vorwürfe. Sie sagte nur: „Du Märchen, habe ich dich nicht mit Gewalt genötigt, daß du zum Schmause gingst? Und konnte jemand zum voraus wissen, daß ich ohnmächtig würde.“

Dem alten Saueressig dagegen, der sich dem Strome der Neugierigen in das Haus seiner Schwester angeschlossen hatte, wollte die Vertraulichkeit, mit der das Mädchen sich an seinen Sohn anschniegte, durchaus nicht gefallen. Vielmehr wurde dadurch das Maß seines Zornes voll. Er drängte sich hervor, und das Mädchen unsanft beiseite schiebend, nahm er seinen Sohn beim Arm und sagte: „Komm! Nachdem die alte Kupplerin wieder lebendig geworden ist, hast du hier nichts mehr zu thun.“

Der junge Bursche ging aber nicht, sondern machte sich von seinem Vater los und stürzte nach dem Mädchen, das durch den neuen Schrecken stracks zusammengebrochen war.

Der alte Bauer, durch diese Unfügsamkeit seines Sohnes noch mehr gereizt, fluchte und wollte demselben eben mit geballter Faust nach, um ihn zu mißhandeln, als der Schullehrer dem Wütenden in den Weg trat.

„Das heißt denn doch die Rohheit auf die Spitze getrieben,“ sagte er mehr für sich und dann zu dem Sauereffig gewendet: „Ist das die Art und Weise, wie die Freude, die Ihr über die Rettung Eurer Schwester haben solltet, sich bei Euch äußert, daß Ihr der kaum zum Leben Zurückgekehrten ungerechtfertigte Beleidigungen, Kränkungen zufügt, daß Ihr derselben gemeine Schimpfworte an den Kopf werfet, ihre Nichte hinstoßet und Euren Sohn prügelt? Wenn Ihr Euren Haß und Eure Leidenschaft so wenig beherrschen könnt, warum bleibt Ihr nicht draußen? Warum überschreitet Ihr jetzt die Schwelle, die Euch seit dreißig Jahren schon fremd geworden war?“

Schon die äußere Würde und die achtungsgebietende Gestalt Klingelhöfers machten Eindruck auf den alten Bauer. Noch mehr thaten es seine Worte. Sauereffig erwiderte darum ein wenig eingeschüchtert, aber immer noch trotzig genug: „Man weiß, daß ich gegen die Heirat dieser jungen Leute bin. Ich habe meine Gründe dazu, wie ich auch Gründe habe zur Abneigung gegen meine Schwester. Ich weiß, was ich thue und lasse mir von niemanden dreinreden, zumal wenn ich meine Vaterrechte geltend mache. Ich thue recht und scheue niemanden.“

Die Kranke war während der letzten Vorgänge todtbleich in ihre Kissen zurückgesunken. Es schien, als wenn der kaum geweckte Lebensfunke wieder erlöschen wollte.

Klingelhöfer lenkte die Blicke des alten Bauern auf seine Schwester und sagte: „Da sehet Ihr, was Ihr angerichtet habt. Habt Ihr auch das Recht, Mörder zu werden? Gehet, Unglücklicher, gehet, ehe Eure Leidenschaft neues Unheil stiftet!“

Und du, Konrad, gehst mit! Reize deinen Vater nicht weiter zum Zorn. Suche dein Herz zu bezwingen!

Wer allzusehr seiner Liebe und wenn sie noch so rein ist, nachhängt und nachgiebt, versündigt sich. Gott wird schon alles zum Rechten wenden.

Aber auch ihr andern, die ihr nicht unbedingt nötig seid, müßet jetzt das Zimmer verlassen. Eure Neugierde ist befriedigt. Und die Kranke braucht Ruhe."

Während das Zimmer sich allmählig leerte, erholten sich die alte Schwenkin und ihre Nichte wieder. Der Arzt hielt darauf seine Anwesenheit nicht länger für nötig und nachdem er Ruhe empfohlen und noch ein Rezept verschrieben hatte, entfernte er sich.

Es blieben nur noch die beiden Frauen und der alte Klingelhöfer.

Der Schullehrer wollte, ehe er ging, noch durch ein paar Trostworte Balsam auf die wunden Herzen legen, aber es fiel ihm nicht leicht, da alte Wunden bei der Schwenkin wieder aufgesprungen waren und von neuem bluteten.

"Ich muß Ihnen etwas erzählen, Herr Nachbar," sagte sie, sich im Bette aufrichtend, "das mir schon lange auf der Seele brennt."

"Ein anderes Mal!" erwiderte der Schullehrer. "Ihr wisset, der Doktor hat jede Aufregung verboten."

"Nein, jetzt gleich!" sagte die Kranke. "Ich komme sonst gar nicht zur Ruhe. Sie müssen Klarheit über mich haben. Ich bin sonst der Freundschaft und Liebe, die Sie in der kurzen Zeit, daß Sie im Dorfe sind, schon so reichlich mir erwiesen haben, nicht länger wert. Sie sind fremd hier und können das Vergangene nicht wissen und die Gründe, die mein Bruder zu seiner Handlungsweise hat. Aber Sie sind auch fromm und gut und können ein schuldbeladenes, geängstetes Herz aufrichten und trösten.

Ich habe nämlich eine sündige Vergangenheit. Ich habe in meiner Jugend einen Fehltritt gethan, der mein ganzes Leben vergiftet hat und der, wie es scheint, jetzt auch das Leben dieses armen Kindes vergiften soll. — Winchen, du kannst ein wenig auf deine Kammer gehen."

Sie weinte, als das Mädchen sich entfernt hatte, noch einige heiße Thränen, dann begann sie ihre Erzählung.

Sie ging in die Zeiten zurück, wo sie noch ein unerfahrenes, junges Mädchen gewesen war und der Anton Schwenk, ein bildhübscher Bursche, als Knecht bei ihrem Vater diente. Sie liebten einander stark, heiß, aber hoffnungslos. Die reiche Bauerntochter durfte den armen Knecht nicht heiraten. Ihre Zusammenkünfte mußten heimlich sein. Die Heimlichkeit führte zur Sünde. Aber die Sünde machte die Heimlichkeit offenbar. Zuerst zischelten Knechte und Mägde und Tagelöhner untereinander. Dann erfuhren es auch Bruder und Vater. Eine Mutter hatte sie nicht mehr. Ihr Vater ließ sie rufen. Sie ahnte, was es zu bedeuten hatte. Sie hatte schon lange diese Stunde gefürchtet. In ihrer Herzensangst lief sie in die Scheune, wo ihr Geliebter beschäftigt war, um bei diesem Schutz zu suchen. Aber Vater und Bruder folgten dorthin. Nun gab es einen fürchterlichen Auftritt. Die Arme wurde erbarmungslos mißhandelt, daß sie knapp mit dem Leben davorkam. Sie weinte und flehete, daß es einen Stein gerührt hätte; ihr Geliebter sprang dazwischen und drohete mit den Gerichten. „Ich thue recht und scheue niemand“, sagte ihr Vater und schlug weiter, indem er sie an den Haaren durch die ganze Scheune zog. Als er endlich müde war, wurde sie nebst ihrem Geliebten zum Hofthor hinaus gestoßen. Sie hat ihr Vaterhaus nicht wiedergesehen. In der Wohnung der Mutter ihres Geliebten gebar sie ein totes Kind.

Als die alte Frau so weit erzählt hatte, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Mit gepreßter Stimme sagte sie: „Wir haben keine Kinder weiter gehabt.“

Dann weinte sie laut.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, fuhr sie fort: „Ich klage niemanden an; ich habe ihnen verziehen, wie Gott mir meine Schuld verzeihen möge; ich habe es auch

noch keinem Menschen gesagt und mein Mann auch nicht, aber Sie sollen es wissen. Das tote Kind, meine Kinderlosigkeit und meine Kränklichkeit bis auf die heutige Stunde haben ihren Grund in der damaligen Mißhandlung.

Mein Mann — ich hatte den Anton Schwenk ein paar Wochen später geheiratet — war nicht so geduldig. Er sagte, ich will einmal sehen, ob das recht gethan ist und ob dein Vater und Bruder niemanden zu scheuen brauchen. Wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte, wäre er klagbar geworden. Aber als mein Vater starb und es sich herausstellte, daß ich durch sein Testament enterbt sei, ließ er sich nicht wieder zurückhalten. Er griff vor Gericht die Gültigkeit des Testamentes an und mein Bruder mußte eine schöne Summe herausbezahlen.

Dadurch stieg der Haß und die Unversöhnlichkeit auf's höchste.

Ich hätte gerne das Geld gemißt, wenn nur Friede und Einigkeit gewesen wäre. Als darum mein Mann starb und bald darauf meines Bruders Frau, ließ ich meinem Bruder durch einen Dritten antragen, ich wolle seinen Konrad groß ziehen und ihm mein ganzes Vermögen vermachen, wenn er mich wieder in meines Vaters Haus aufnähme. Er wies mich mit einer schändlichen Antwort zurück.“

Hier weinte wieder die alte Frau. „Es hat mir lange nichts so wehe gethan, als diese Zurückweisung,“ erzählte sie weiter, als sie sich wieder gefaßt hatte. „Mein guter, treuer Mann war in seiner besten Kraft dahingestorben und hatte noch so schwer gelitten. Ich war so weich, so traurig. Ich wollte mit Gott und der Welt Frieden haben. Mein Vorschlag war so gut gemeint. Da ließ er mir sagen, eine gefallene Person sollte seinen Sohn nicht auferziehen.“

Ich bin erst wieder froh geworden, als hier mein liebes Mädchen, ein Schwesterkind meines Mannes, das ich an Kindesstatt angenommen habe, so herrlich gedieh.

In seiner Herzlichkeit und Fröhlichkeit vergaß ich alles Bittere, das ich schon erlebt habe, bis jetzt das Weh in erneuter Gestalt an mich herantritt.

Ich gäbe mein Herzblut her, wenn ich das Glück dieser jungen Leute, die sich ja so sehr lieben, damit erkaufen könnte. Meine größte Qual ist die, daß ich noch mit schuld bin an ihrem Jammer, daß mein Fehltritt, meine Sünde auch sie trifft und ihr Glück stört. Dazu kommt eine neue Schwachheit, die ich mir fortwährend vorwerfe. Wenn mein Bruder mich Kupplerin nennt, hat er nicht so ganz unrecht. Er ist nur hart, furchtbar hart wie immer. Ich habe das Verhältnis wirklich begünstigt. Ich bin ein einfältiges, schwaches Weib, das immer mehr seinem Herzen gefolgt ist, als seinem Verstande. Und wenn ich auch richtig überlegte, war ich zu schwach, es durchzuführen. Ich vermochte dem Konrad nicht zu wehren, als er noch zur Schule ging, daß er herüberkam und mit Winchen rechnete und schrieb und hernach spielte. Ich habe dem Jungen manches Butterstück gegeben und manch gutes Bröckchen vom Mittagessen aufgehoben, von dem, was er gerne aß, das ist wahr. Ich habe aber ganz dem Zuge meines Herzens nachgegeben, auch wenn ich ihn herzte und küßte. Konrad fühlte sich bald wohler hier als daheim, weil er hier Liebe fand. Ich dachte nicht an Unrecht, obgleich ich wußte, daß es nicht mit dem Willen meines Bruders geschah.

Als die Kinder größer wurden und sich immer noch so lieb hatten, habe ich manchmal dem Gedanken nachgehungen, welche ein schönes Paar würden sie geben, wie hübsch käme das Vermögen wieder zusammen und wie wäre solche Heirat ein prächtiges Mittel, Friede und Einigkeit herzustellen. Auf der anderen Seite fiel mir auch das Unheil ein, das entstehen könnte. Aber ich dachte, sie zu trennen ist immer noch Zeit. Sie sind ja noch Kinder. Allein aus den Kindern wurden Jüngling und Jungfrau, aus der kindlichen Anhänglichkeit eine starke Leidenschaft. Ich

nahm es wahr, als ich sie trennen wollte, und erschrak auf den Tod. Ich drang nun aber zur Entscheidung. Konrad hat sie sich bald geholt. Sie bestand in einer tüchtigen Tracht Schläge und dem strengen Verbot, weder mit mir noch mit Minchen ein Wort zu sprechen.

Was soll es nun aber werden? Die beiden lassen nicht voneinander. Ich kenne sie dafür, daß sie eher sterben, als voneinander lassen. Wenn ich sie nun so leiden sehe, dann möchte ich schier verzweifeln. Ich sage mir stets, hättest du das nicht früher bedenken können? Ich leide Höllequal. All ihre Thränen brennen mir wie Feuertröpfen auf der Seele."

Sie weinte wieder und sank matt zurück auf das Kissen, die Augen auf den Schullehrer gerichtet, als wenn sie seine Antwort erwartete.

Dieser sagte mit sanfter Stimme: „Ich darf Euch, Nachbarin, das Bewußtsein, daß Ihr Sünde gethan habt, nicht nehmen, indem ich sage, Euere Fehler wären nicht groß und in der menschlichen Schwachheit begründet, oder indem ich Euch versichere, Ihr hättet schon genug dafür gelitten. Wenn ich so sagte, würde ich lügen. Ihr habt in der That schwer gesündigt und die Folgen der Sünde vermögen nie die Sünde selbst ungeschehen zu machen.

Aber wenn ich auch Euere Sündenerkenntnis noch schärfen muß, kann ich auch wiederum Euch hinweisen auf die göttliche Gnade, die größer ist, als die Sünde, so kann ich Euch hinweisen auf Jesus Christus, der für uns Sünder gestorben ist und nun noch immer die Arme uns bietet und ruft: „Kommet her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.“ Glaubet an die Sündenvergebung, haltet Euch an unseren Herrn und Heiland, der so gern die bußfertigen Sünder annimmt; dann wird Friede in Euere Seele kommen, dann werdet Ihr auch geduldig warten können auf die Zeit, wo Euere Versuchung ein Ende gewinnt.

Wenn die Stunden
Sich gefunden,
Bricht die Hilf mit Macht herein,
Und Dein Grämen
Zu beschämen,
Wird es unversehens sein.“

Die Kranke lächelte still und friedlich. „Ja, so ist es,“ flüsterte sie, „so predigt es auch immer unser Pfarrer. So möchte ich es auch so gern glauben, wenn ich es nur könnte. Es ist gar zu schön, von Gottes Gnade und Liebe sprechen zu hören. Kommen Sie doch noch oft, lieber Herr Nachbar, und sprechen Sie davon.“

Sie war fast zugleich mit diesen Worten in Schlaf verfallen und atmete tief, langsam und gesund.

Der Schullehrer rief Winchen herbei, weil er sich entfernen wollte.

Es war draußen schon dämmerig geworden. Die Tage waren gar kurz. Der eiskalte Nord piff noch schärfer durch die Gasse, als am Mittag. Es fröstelte einem schon, wenn man nur in den Schneewirbel hinausjah. Zum längeren Aufenthalt war sicherlich das Wetter nicht gemacht. Jeder, der hinaus mußte, eilte, baldigst hinter den warmen Dfen zu kommen. Nur den greisen Klingelhöfer schien Sturm und Schnee nicht viel zu belästigen. Er stand eine ganze Weile auf der Gasse still, ehe er langsam weiter schritt. Er war unentschieden, wo er für den Abend seinen Aufenthalt nehmen sollte.

Im Schulhaus war es kalt. Seine beiden Enkelinnen, die er noch allein auf Erden besaß, hatten eine Einladung in das Pfarrhaus angenommen. Er selbst hatte beabsichtigt, bis zu deren Heimkehr bei seinem Nachbar Schmied, dem Peter Fein, auf der Kindtaufe zu bleiben. Aber, wenn er jetzt dorthin ging, riskierte er nicht, daß durch die Rohheit des gereizten Saueressig unangenehme Ausritte erfolgten? Am liebsten wäre er in das Pfarrhaus gegangen, wo er, wie er wußte, willkommen war. Doch konnte eine Unterredung mit dem alten Bauern nicht auch

günstig ausfallen? Mußte sie notwendig übele Folgen haben? Seine mutige, entschlossene Natur ließ ihn nicht so leicht einer Gefahr aus dem Wege gehen. Allein verträge es sich auch mit seinem Amte, wenn er in Streit gerieth? Er blickte in das Zimmer, das er soeben verlassen hatte. München hatte Licht angezündet. Das Mädchen war so bleich, bleicher fast wie seine Tante. Es beugte sich über die Schlafende und sah lange in ihr vom Kummer durchfurchtes Gesicht. Als sie sich aufrichtete, hatte ihr Blick etwas Irres, so trostlos und leer war er: So stand sie lange, dann sank sie mit einem tiefen Seufzer auf einen Schemel.

„In Gottes Namen!“ sagte der Schullehrer und ging mit langsamen, aber festen Schritten dem Kindstaußhause zu. —

Kurz ehe er dort eintrat, war von ihm die Rede gewesen, da sich verschiedene über die kurze Art und Weise, mit der sie von dem Schullehrer aus dem Krankenzimmer gewiesen worden waren, geärgert hatten.

„Er hat etwas Heroisches, Gewaltthätiges an sich oder wie man hier zu Land sagt „Parforsches“, wie es sich gar nicht für einen Schulmeister paßt,“ sagte der Schneiderfriz.

„Allerdings ist in seinem Auftreten etwas Majestätisches, Feierliches, so daß man unwillkürlich vor ihm an den Hut greift,“ erwiderte der Kindstaußvater, „auch kann er aufbrausen und verb werden, wo er Schlechtigkeit und Unrecht findet, aber warum paßt das nicht für einen Schulmeister? Wenn alles immer so klappte und paßte in der Welt, müßtest Du als Schneider spindeldürre sein, und bist der dickste und beleibteste Mann im Dorfe.“

Der Schneiderfriz wurde tüchtig ausgelacht. Da meinte der Johann Adam Böffler mit seiner trägen Stimme: „Man munkelt so mancherlei, als wenn er früher reich gewesen sei und bankrott gemacht habe. Auch wäre er an seiner früheren Stelle mit unserem Herrn Pfarrer nicht gut Freund gewesen.“

„Wenn er früher mit dem Pfarrer nicht in Freundschaft stand,“ antwortete Peter Fein, „so besteht jetzt eine um so „dickere“ Freundschaft. Wie er mir gestern sagte, ist seine eine Enkelin mit dem Sohn des Pfarrers und seine andere Enkelin mit einem nahen Verwandten der Frau Pfarrerin verlobt.“

„Das ist ja alles nichts!“ polterte der reiche Saueressig. „Es ist ein Betbruder! Das ist die Hauptsache. Deswegen kann er sich auch so gut mit meiner Schwester vertragen. Gleich und gleich gefellt sich gern. Sie war aber eine heuchlerische, scheinheilige Person ihr Leben lang.“

„Bettel!“ sagte Johann Peter Fein, „ich weiß nicht, was Ihr unter Betbruder versteht? Wenn Ihr dabei an einen Heuchler denkt, wie Ihr anzudeuten scheint, so ist das der alte Klingelhöfer nicht. Er betet und singt viel und liest auch viel in der Bibel, aber er thut es aus dem Bedürfnis seines Herzens heraus. Es ist ihm um Religion und Christentum ein heiliger Ernst. Ihr Nachbarn und Freunde, ich kann es euch sagen, der Mann hat mich schon oft in seinem kräftigen Eifer für Gott und Glauben gemahnt wie ein Prophet des Alten Bundes.“

Wenn er morgens und abends seine Andachten hält und er am Klavier sitzt und die Mädchen mit ihren glöckchenhellen Stimmen die Kirchenlieder singen und des Alten Sang dann hindurchschallt wie tiefer Orgelton, lasse ich den Ambos ruhen und falte in meiner Schmiede drunten unwillkürlich die Hände.“

„Ach was, Betbruder bleibt Betbruder!“ schrie der alte Saueressig und schrie es um so lauter, als eben der Schullehrer zur Stubenthüre hereintrat. „Ich kann einmal das ewige Singen und Beten nicht leiden. Es geht mir wider die Natur. Mich gemahnt's immer an das, was Jesus vom „Herr! Herr! sagen“ spricht und an die Pharisäer und Heuchler. Meine Religion ist die: „Thue recht und scheue niemand“, und damit bin ich bis jetzt immer noch am besten gefahren.“

Man merkte im Zimmer, daß diese Worte des alten Sauereffig eine Herausforderung für den Schullehrer sein sollten, und war auf den Ausgang gespannt. Das Gespräch stockte und aller Blicke waren auf den ehrwürdigen Greis, der in Ruhe und Würde von dem Lehnstuhle Besitz nahm, den ihm sein Nachbar Fein herbeirückte, und so behaglich und langsam seine lange Pfeife stopfte, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Als die Pfeife brannte, sagte er: „Ich habe heute schon ein paarmal das Sprichwort: „Thue recht und scheue niemand“ gehört, aber es hat mir seine Anwendung nicht ein einziges Mal gefallen. Die Gesinnung, die sich durch dasselbe offenbarte, war von dem wahren Rechtthun und vom wahren Christentum himmelweit entfernt.“

Der alte Sauereffig wollte hitzig dreinfahren, allein der greise Lehrer winkte ihm mit einer gebietenden Handbewegung ab.

„Keinen Streit, Sauereffig!“ sagte er. „Lasset mich ruhig meine Ansicht über das „Thue recht und scheue niemand“ aussprechen. Gefällt sie Euch nicht, so steht es Euch hernach frei, mich zu widerlegen, aber mit Gelassenheit und Besonnenheit. Ich bin nämlich, um es offen zu gestehen, dem Sprichwort von Herzen gram, theils insolge von Lebenserfahrungen, theils insolge von Betrachtungen, die ich über die Anwendung desselben gemacht habe.

Das „Thue recht und scheue niemand“ wirkt dem Christentum feindlich entgegen. Es befördert geistlichen Hochmut, Selbstgerechtigkeit, Werkheiligkeit, religiöse Halbheit und Oberflächlichkeit und arbeitet dem Unglauben in die Arme, wie es denn auch hauptsächlich dort mit Vorliebe gebraucht wird, wo man es mit den Grundwahrheiten des Christentums sehr gleichgültig nimmt.“

Diese Worte hatten eine starke Erregung in der Gesellschaft zur Folge. Der Johann Adam Löffler machte ein entsetzlich dummes Gesicht und meinte, wenn es erlaubt wäre, wollte er einmal dumm fragen, ob es denn wirklich

das „Thue recht und scheue niemand“ sei, dem der Schul-lehrer eins anhängen wolle? Und als man es ihm be-jahete, rief er mit mächtiger Stimme: „So sage ich, daß er damit alle Religion auszrottet.“

Der Schneiderfritz, der sich zum Sprecher der anderen aufwarf, meinte, sie ließen sich das beliebte Sprichwort nicht so leicht tot machen. Er glaube nicht an die Ge-fährlichkeit, und wenn man solch ein Wort und solch all-gemein verbreitete Grundsätze aufgeben solle, müsse es noch ganz anders kommen. Man halte so lange noch die alten Hosen für gut und schön, bis man das Zeug für ein Paar neue daliegen habe.“

„Dem Sinne nach,“ erwiderte der alte Klingelhöfer, „ist das Sprichwort schön und gut und entspricht dem Geiste des Christentums. Es bedeutet ja nichts anderes, als daß jemand erklärt, er thue ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, was vor Gott recht ist, er erfülle Gottes heiliges Gesetz, ohne sich durch menschliche Einflüsse oder Einwirkungen behelligen zu lassen.“

Wenn nun die Leute stets das Gesetz, den lautereren Gotteswillen vor Augen hätten, dann würden sie bald er-kennen, daß sie durchaus nicht recht thun, sondern arge Sünder sind. Aber sie fragen nicht viel, was recht ist, sondern lassen sich durch die oft irrigen Zeitmeinungen und Lebensanschauungen, ja durch ihre eigenen Stimmungen und Gefühle leiten. „Ich thue recht und scheue niemand“ sagen sie, und damit ist es abgemacht. Sie kommen auf diese Weise zu keiner Sündenerkenntnis, sondern in eine völlig falsche Gerechtigkeit und Sicherheit hinein. Der na-türliche Mensch mit seiner Fleischeslust, Augenlust und Hoffart tritt immer weiter hervor, aber das Sprichwort ist noch stets auf ihren Lippen und ihre Stirne glänzt von Selbstzufriedenheit. Sie glauben sich im höchsten Frieden mit Gott, und haben ihn längst verloren.

„Ich thue recht und scheue niemand“ sprechen sie und bilden sich ein, alles gethan zu haben.

Und immer tiefer sinken sie und immer mehr verschwindet das Göttliche in ihnen, aber das Sprichwort lassen sie nicht. Es ist jetzt das Beruhigungsmittel für das schreiende Gewissen und das Ersatzmittel für den immer weiter schreitenden Unglauben und das Schönfärbungsmittel, um die hervortretenden Flecken und Mängel zu überdecken.

Es paßt freilich, wenn es überhaupt je gepaßt hat, dann gar nicht mehr und lautet fast wie Spott, aber es wird desto öfter gebraucht.

So geht es weiter und weiter; wer da weiß, wohin es geht, dem grauset's.

Doch ich glaube, es würde am lehrreichsten sein, wenn ich Euch ein Stück alter Erinnerung aus meinem eigenen Leben mittheilte. Ich thue es zwar nicht gern, es knüpft sich gar zu viel Trübes und Trauriges daran, allein ich bin durch die Verlobung meiner Entelinnen und durch einen Brief aus Amerika, der mir den Tod meines Schwiegersohnes meldet, wieder viel an diese alten Geschichten erinnert worden.

So sei es denn in Gottes Namen.“

Er steckte seine Pfeife wieder frisch in Brand; aber sämtliche Kindstaugäste rückten näher herbei und setzten sich in Position, daß ihnen kein Wort entgehen konnte; denn was der alte Schullehrer erzählte, hatte Hand und Fuß.

Dieser aber hub folgendermaßen an: „Ich weiß nicht, ob jemand von euch Sendelbach kennt. Es ist eins der schönsten und reichsten Bauerndörfer jenseits des Gebirges. Gegen Norden und Osten lehnt es sich an einen waldreichen Höhenzug an, der hier ziemlich schroff in die Ebene abfällt. Hoch über dem Dorfe rauschen mächtige Eichen- und Buchenwälder, während es selbst, auf den letzten Hügeln gebaut, friedlich und lieblich mit seinem spitzen Kirchturme in die weite Ebene hinausblickt. Die Wiesen und Aecker liegen sämtlich im Thale, das der wasser- und mühlenreiche Sendelbach durchströmt.

Es ist ein schönes, gesegnetes Stückchen Erde. Aber die Sendelbacher wissen es auch. Man muß fast zum Ueberdruß hören: „Es giebt nur ein Sendelbach!“ Nach ihrer Meinung kann es unmöglich ein größeres Glück geben, als in Sendelbach geboren sein oder wenigstens dort zu wohnen. Auch leben sie der süßen Einbildung, sie seien die feinsten und gescheitesten Leute weit und breit, zumal da die Chaussee durchgeht und täglich zwei Gilwagen, und sie dadurch im direkten Weltverkehr stehen. Die Umgegend ist zwar anderer Ansicht, denn sie sagen sprichwörtlich: „Dumm und grob wie ein Sendelbacher“, und ich muß gestehen, ich habe auch nicht viel von der Bildung gemerkt, die der Gilwagen angerichtet hat. Es müßte denn etwa dahin gerechnet werden: das Französische des dicken Sonnenwirts, der stets seine Gäste mit einem kräftigen „Puschur“ begrüßte und dem Kondukteur mit einem „Mirsi Mutscheh“ seinen Dank bezeugte, wenn er eine Prife aus dessen Schnupftabaksdose genommen hatte. Doch giebt es auch tüchtige, brave Menschen dort, die ich sehr lieb habe, und ich habe selbst lange mitgerufen: „Es giebt nur ein Sendelbach!“ Und tief in meinem Herzen ist eine Stimme, die ruft es heute noch.

Ich erinnere mich noch ganz wohl des Tages und der Verhältnisse, als ich nach Sendelbach auf meine erste Schulstelle kam. Es war ein heißer, heißer Sommertag und ich war so marode und abgesspannt, daß ich hinkend und taumelnd meinen Einzug feierte. Da bei uns zu Hause „Schmalhans“ Küchenmeister war und die Kartoffeln gezählt wurden, die auf den Tisch kamen, so hatte ich schon längst alles überflüssige Fleisch abgelegt, und einen Blutstropfen würde niemand so leicht in meinem Gesichte entdeckt haben, aber durch die übermäßige Anstrengung war ich womöglich noch blasser. Die Haare klebten an den Schläfen: die Kappe trug ich in der Hand. Meine Stiefel hatten den Gewaltsmarsch nicht zu überdauern vermocht und waren in der Mitte auseinander geplagt. Die

Hosen hörten leider schon etwas über dem Knöchel auf, überhaupt zu sein. Auch der Rock war nicht mit mir gewachsen und die Taille war fast unter die Arme heraufgerückt, Wolle war schon längst nicht mehr an beiden sichtbar; sie war den allzuhäufigen und starken Bearbeitungen mit der Bürste gewichen. Dagegen hatten sie durch den Chausseestaub eine ganze neue Couleur angenommen. Mein Bündel, das meine ganze Habe enthielt, war so leicht, daß ich Fangball damit hätte spielen können. Ich fühlte selbst, daß ich durchaus keine empfehlenswerte Erscheinung war, und als ich dem dicken Sonnenwirt sagte, ich sei der neue Schullehrer in Sendelbach und wolle bei ihm übernachten, blieb ihm fast sein „Puschur“ im Halse stecken vor lauter Erstaunen, daß ein Schullehrer von Sendelbach so jämmerlich aussehen könne, und erst nach Jahren bot er mir zum erstenmal seine Schnupftabaksdose an, so sehr hatte dieser erste Eindruck mich in seiner Achtung herabgesetzt.

Das Schulhaus gefiel mir außerordentlich. Es war ein geräumiges Gebäude und leuchtete hell und weiß mit feinen großen Fenstern und hohen Schornsteinen aus einem wahren Walde von Obstbäumen hervor. Und wenn die Aussicht des ganzen Dorfes eine reizende war, so war sie gewiß vom Schulhause am reizendsten, denn es stand frei und allein auf dem höchsten Hügel.

Ich war aber nicht sein alleiniger Bewohner. Man hatte der Wittve des alten Lehrers gestattet, nebst ihrem jüngsten Töchterlein dort wohnen zu bleiben, da sie jede unnötige Ausgabe scheuen mußte. Ich war es auch wohl zufrieden, denn sie übernahmen es, mir die Kost zu stellen und für meine Wäsche und Bedienung zu sorgen, und Raum war ja genug da. So kam ich jeden Tag mit Schullehrers „Lenchen“ zusammen.

Ich mochte sie anfangs nicht viel leiden. Sie war nicht besonders schön und gar zu still und scheu, daß sie mir kaum meine Fragen beantwortete. Als wir aber be-

kannter zusammen wurden, erstaunte ich über die Fülle von klarem Verstand, ihr sinniges, emsiges Wesen und ihren stillen Gehorsam gegen die Mutter. Da haben wir oft lange und bedeutsame Gespräche zusammen geführt und abends manches schöne Lied zusammen gesungen. Etwas wunderbar schönes hatte sie an sich: das waren die Augen. Ich weiß es selbst nicht wie, aber es lag eine merkwürdige Macht in denselben. Und, um es kurz zu machen, in diese Augen habe ich viel zu viel hineingeschaut. Wir waren zwar noch nicht verlobt, aber eines hoffte auf das andere und war seiner Sache gewiß.

Es waren schon mehrere Jahre so dahingeschwunden, — da kam ich durch einen befreundeten Amtschreiber öfters abends in das Wirtshaus zur Sonne. Ich wurde jetzt äußerst freundlich und zuvorkommend dort aufgenommen. Es war aber auch eine heilsame Veränderung mit mir vorgegangen. Meine Backen waren rot und voll; meine Gestalt hoch und breit; meine Wäsche und mein Anzug waren sauber und knapp.

Ich war wirklich ein schöner, blühender, junger Mann. Ich kann es jetzt sagen und damals wußte ich es auch, denn ich zog oft genug meinen Spiegel zu Rat darüber. Dazu kam noch, daß ich mich durch freundliches, bescheidenes Wesen in der Liebe und Achtung meiner Mitbürger festgesetzt hatte, und als nun gar der Schulinspektor mich auf mehreren Prüfungen öffentlich lobte und auf Gratifikationen antrug, war ich ordentlich eine Respektsperson geworden und mein Wort galt viel, so jung ich war.

Absonderlich that mir die „Angelika“ oder wie man sie allgemein hieß der „Sonnenengel“ sehr freundlich. Sie war ein verführerisch schönes Mädchen mit blitzendem Auge und lachendem Munde. Die ganze Umgegend ging ihr zu Gefallen. Allen hatte sie es angethan. Selbst bis in die nicht ganz nahe Universitätsstadt mußte ihr Ruf gedrunken sein, denn es kamen ganze Scharen Studenten nach Sendelbach, um sich von ihr das Bier kredenzen zu

lassen und mit ihr Scherze zu treiben. Damals hat auch mancher Fremde in der „Sonne“ logiert, vorgeblich um die Gegend zu betrachten und Fische in der Sendelbach zu fangen. Es stellte sich aber immer heraus, daß sie nach einem anderen Fische angelten. Und da lohnte es sich schon der Mühe, denn man sagte, wenn man das Vermögen des Sonnenwirts in Silber einwechsele und in einen Sack fülle, wöge der schwerer als der Sonnenwirt selber. Das war aber wahrhaftig keine Kleinigkeit. Und Angelika war die einzige Erbin.

Wenn ich nun abends in die „Sonne“ kam, wußte der „Sonnenengel“ es immer so einzurichten, daß er mir das Glas brachte und sich neben mich setzte und mit mir plauderte. Der jüngere Teil der Gäste wollte dann jedesmal bersten vor Neid und Eifersucht, und ich will es nur gestehen, daß es auch mir nicht wenig schmeichelte, als diese vielbegehrte Schönheit mir solche unzweideutige Huldigungen darbrachte. Allmählich wurde ich auch empfänglicher für ihre Reize. Ich vermochte nicht mehr so gleichgültig in ihre schwarzen Augen zu sehen, wenn sie den schönen Kopf auf den runden Arm gestützt, mich sinnend betrachtete. Selbst in Träumen vermeinte ich ihr helles Gekicher zu hören. Bald konnte ich kaum noch die Stunde erwarten, daß es sich schickte, ins Wirtshaus zu gehen, und wenn ich dort war, konnte ich nicht wieder wegkommen.

Lenchen gegenüber wurde mein Benehmen unvermerkt zurückhaltender, mein Gruß klang so kalt und unsere Unterhaltungen wurden immer kürzer und unbedeutender und hörten zuletzt ganz auf.

Der leuchtende „Sonnenengel“ hatte mich mit seinem Glanz und Reichtum so ganz und gar verblendet und in einen solchen Liebesrausch versetzt, daß ich kaum noch zu einem nüchternen Gedanken kommen zu können schien. Ohne daß ich mich besinnen kann, wie es kam, sprachen wir schon vom Heiraten. Und der dicke Sonnenwirt schien sich ganz gut in die Rolle meines Schwiegerpapas zu

fügen. Ob es wohl nach seiner Meinung noch besser gepakt hätte, wenn ich etwas reicher und vornehmer gewesen wäre, aber er hatte schon längst keinen Willen mehr. Er that, was seine Tochter wollte, und diese wollte absolut mich. Sie hatte einmal an mir ihren Narren gefressen und da war es ihr gleichgültig, wer ich sonst sei. Sie hatte es ja oft genug ausgesprochen, daß man es wohl glauben konnte, sie würde den ärmsten Burschen heiraten, wenn er ihr just gefiele. Dabei mochte sie auch vielleicht denken, daß eine Schullehrersfrau es tausendmal besser und bequemer hat, als die reichste Bauersfrau oder Wirtsfrau, und daß sie auf diese Weise auch noch in ihrem geliebten Sendelbach bleiben konnte.

Den Abend des zweiten Pfingsttages sollte der Verspruch sein. „Alles recht feierlich“, so wollte es der Sonnenwirt.

Da geschah es am Nachmittag des ersten Pfingsttages — was bis jetzt noch nicht vorgekommen war — daß wir einen kleinen Verdruß hatten; ich glaube über die Gäste, welche eingeladen werden sollten. Es wollte keines von uns nachgeben. Als ich aber meinen Willen behauptete trotz alles Schmeichelns und Schmollens, wurde das Mädchen zuletzt so wütend, daß sie erklärte: „und wenn du es nicht thust, ist alles zwischen uns aus.“

„Gut,“ sagte ich und setzte meinen Hut schief auf den Kopf und ging hinaus in den Wald. Ich hatte einen harten, bösen Kopf. Anfangs rannte ich drauf los, als sollte es selbigen Tages noch etliche Stunden hinter Paris gehen. Allmählich ging es langsamer, dann setzte ich mich nieder in das Waldgras. Mein heftiger Zorn war ver Raucht und hatte einer tiefen Wehmut Platz gemacht. Mir wurde so still, so feierlich, wie mir es kaum je in der Kirche gewesen war. Es war aber auch hier draußen im schattigen Wald so ruhig und einsam, ganz anders, wie in der lauten, dumpfen Wirtsstube. Der Wind rauschte so wunderbar durch die Kronen der alten Buchen. Drüben

aus dem dunkeln Himmelsgrund schallte das emsige Schlagen der Drossel und das einsame Klagen der Nachtigall. Ich konnte mich auf einmal so auf mich besinnen; ich fühlte mich so wach und so nüchtern, als wenn ich im tiefen Schlaf gelegen und einen wüsten Traum geträumt hätte. Jetzt ward mir auch klar, was mir die ganze Zeit wie ein Alp auf der Seele gelegen und mich zu keiner rechten Freude und Herzensfröhlichkeit hatte kommen lassen: das waren die verweinten Augen und das leidende Aussehen Lenchens und die stille Traurigkeit der Mutter. Wie Schuppen fiel mir es von den Augen, daß das verführerische Wesen des Sonnenengels und mein unerhörtes Glück mich so im Zauberbann gehalten und mir alles Überlegen und Besinnen geraubt hatte. Mit dieser Scham gedachte ich der schweren Untreue, die ich am Lenchen verübt hatte. Zwar winkte und glänzte drüben die verlockende Gestalt des rosigten Sonnenengels und suchte das arme Schullehrerstöchterlein zu verdunkeln. Ich aber sprang auf und alle die bösen Gedanken von mir abschüttelnd, rief ich: „Ich thue recht und scheue niemand.“

Und schneller, als ich in den Wald gerannt, rannte ich jetzt heraus der Schulwohnung zu. Ich wollte heim, wollte zu Lenchens Füßen fallen, sie um ihre Verzeihung bitten und ihr meine Liebe gestehen. Aber als ich nun das weiße Haus aus dem Blütenwald hervorschimmern sah, ergriff mich eine überwältigende Scheu, daß ich unwillkürlich langsamer ging. Ich fragte mich: wird sie mir auch glauben bei meiner schnellen Umwandlung? Kann sie mich überhaupt noch lieben? Bin ich ihrer noch würdig? Während ich mich so in Gedanken selber quälte, hörte ich Gesang und Spiel. Es war Lenchens Stimme und es war in meinem Zimmer. Sie vermutete mich nicht; sie dachte mich im Wirtshaus. Ich mußte sie belauschen. Da ragte ein Birnbaum mit seinen Nestern fast in mein Zimmer hinein. Wie der Blick war ich oben. Da saß sie denn an meinem Klavier und spielte und sang. Es

war mein Lieblingslied, das wir zusammen eingeübt und oft zusammen gesungen hatten. Die hellen Thränen liefen ihr die Wangen herab, während sie sang. Wie oft mochte sie so geseffen und gesungen haben! Jetzt war das Lied zu Ende und nun legte sie den Kopf auf das Klavier und schluchzte laut. Wie der Wind war ich von dem Baume herunter und nach wenigen Sekunden stand ich mitten im Zimmer. Sie war erschrocken und aufgefahren, und als sie mich entdeckte, wollte sie rasch davoneilen, aber ich breitete die Arme aus und rief: „Lenchen, verzeihe mir!“ Sie blickte überrascht auf und sah mich lange und forschend an; dann ging ein Verklärungsschimmer über ihr Angesicht und schluchzend stürzte sie an meine Brust. „Jetzt bist du mein, ewig mein!“ jauchzte ich. Wir weinten noch lange zusammen und erzählten uns alles und jedes, bis wir hinübergingen zur Mutter und sie uns segnete und wir nun alle drei weinten.

Daß ich an diesem Tag nicht mehr in die „Sonne“ kam, erregte großes Aufsehen. Bei der Angelika gab es rotgeweinte Augen. Aber als auch der zweite Pfingsttag verging und ich mich immer noch nicht sehen ließ und schon bald die Stunde herannahte, wo die Gäste kommen sollten, geriet man in eine peinliche Unruhe und Verlegenheit. Der Sonnenwirt brauste im Zimmer umher und pufete wie ein Dampfsschiff. Der Anton, einer Schwester Kind, der das Gnadenbrot aß, bekam ab und zu eine Ohrfeige, und der Hund Soli war überall im Wege und lief zuletzt unter fürchterlichen Fußtritten heulend zur Thüre hinaus.

Der Sonnenengel dagegen nahm sich es gar nicht an. Er leuchtete heller wie je und scherzte und lachte so ausgelassen mit den Gästen, als hätte sie etwas besonders Freudiges. Wer aber genauer zu beobachten verstand, konnte eine innerliche geheime Angst bemerken. Als sie es gar nicht mehr auszuhalten vermochte, nahm sie endlich ihren Vater beiseite und bewog ihn trotz starker Widerrede, zu mir zu gehen. Unter Fluchen und Donnerwetter über den

Hochmutzpinsel von Schulmeister zog er seinen Rock an, wobei ihm aber seine Tochter und der Hausknecht zur Hilfe sein mußten, denn er war etwas zu eng geworden und frachte an allen Ecken und Enden. Als er endlich nach vielen Schweißtropfen saß, erklärte der Sonnenengel: er möchte ihn nur wieder ausziehen, sie hätte es sich anders überlegt und wolle nun selbst gehen.

Ich hatte den ganzen Tag in einer gewissen Erwartung zugebracht. So recht mit Herzenslust mich in das neue Verhältnis hineinwerfen, konnte ich nicht. Dazu lag mir die unerledigte Geschichte mit dem Sonnenengel noch zu schwer im Gemüte. Wie sollte ich mich ihr gegenüber entschuldigen? Hatte ich nicht unverantwortlich gehandelt? Konnte ich nicht an ihrem Unglück schuld sein? Ich sann auf allerhand Ausreden, aber es fiel mir nichts Ordentliches ein. Am besten schien es mir, meine Verlobung noch zu verheimlichen und erst dann öffentlich damit hervorzutreten, wenn ich durch mein Benehmen den Bruch vollständig gemacht hatte. Aber war das nicht hinterlistig gehandelt? Ich dachte dann dadurch allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, daß ich eine kleine Reise unternahm. Aber war das nicht feig? Ich thue recht und scheue niemand, rief ich wieder und so ging ich hinüber zu Lenchen, fest entschlossen, alles geduldig zu ertragen, was über mich komme, im Bewußtsein, daß ich recht handelte; aber alle meine Entschlüsse schienen über den Haufen zu fallen, als nun der Sonnenengel glühend und blühend um die Ecke bog. Mein Herz pochte gewaltig und ich war so fassungslos, daß ich kaum mein Zimmer erreichen konnte, und als ich sie nun auf der Treppe hörte, mußte ich mir mehrmals „thue recht und scheue niemand“ zurufen, um nicht im letzten Augenblick noch wankend zu werden.

„Nun so komm' jetzt,“ sagte sie, „und laß die Dummheiten! Du sollst meinetwegen recht haben; ich hätte nicht gedacht, daß du so einen harten Kopf hättest!“

„Angelika, ich kann nicht mehr kommen!“ „Warum kannst du nicht? Du wirst doch nicht verlangen, daß ich dich kniefällig um Verzeihung bitte. Es ist genug, daß ich gekommen bin, dich zu holen.“

„Ich kann nicht mehr, ich bin seit gestern mit einer Andern verlobt.“

Sie lachte laut auf: „Ei, mit wem denn? Darf man es nicht wissen?“

Ich sagte so feierlich, als ich konnte: „Angelika, ich spreche die Wahrheit. Ich habe mich gestern Abend mit Schullehrers Lenchen, die ältere Ansprüche auf mich hatte, verlobt.“

Die Angelika war ein starkes, resolutes Mädchen, aber sie schwankte doch eine Weile hin und her, so furchtbar und unerwartet hatte sie dieser Schlag getroffen. Dann brach sie in einen Strom von Thränen aus, sich aber plötzlich aufrichtend, rief sie: „So möge dich Gott verdammen, du schlechter Bube, du; so ein schändlich Spiel zu treiben mit Lieb' und Treue! Ins Elend sollst du kommen! Verflucht sollst du sein, du Lump! Gehe weg, sonst speie ich dir ins Gesicht.“

Mit geballten Fäusten und knirschenden Zähnen verließ sie mein Zimmer.

Als ich einige Wochen später eines Abends eine tüchtige Tracht Schläge bekam und nur durch meine riesenmäßige Stärke der Lebensgefahr entging, brauchte mir niemand ins Ohr zu flüstern: — Angelika!

Als nun der alte Herr eine Pause machte und einen tiefen Zug aus dem Glas Apfelwein that, das vor ihm stand, rief der Schneiderfritz:

„Holla, Gevatter, diesmal habt Ihr aber einen Bock geschossen und das einen gehörigen. Wollt uns, wie Ihr sagt, das Gefährliche zeigen von dem „thue recht und scheue niemand“ und zeigt gerade, wie es Euch auf den rechten Weg gebracht und darauf erhalten hat. Es war allerdings nicht schön, daß Ihr Euch mit dem Sonnenengel einliebet,

da Ihr schon mit dem Lenchen einverstanden waret, aber schön war es, als Ihr das Unrecht einsahet, daß Ihr es gut zu machen suchtet und mutig und entschlossen gehandelt habt."

"Schneiderfritz," sagte darauf der Alte, „was die Raschheit und Schlagfertigkeit anlangt, bist du dein Namensvetter, der alte Fritz von Preußen. Der war es nur mit dem Schwert und du bist es mit dem Mundwerk. Jedoch „Abwarten“, wie der holländische Hauptmann drüben im Schlosse immer sagt. Ich bin noch nicht fertig.“ —

Ich habe Euch meine Verlobungsgeschichte etwas weitläufiger erzählt, weil diese Zeit von entscheidender Wichtigkeit wurde für meine ganze spätere Entwicklung. Es war das nämlich die Zeit, wo sich das: „thue recht und scheue niemand“ bei mir einzubürgern anfang. Ich glaubte in ihm den Kern und Stern aller Religion und alles Christentums gefunden zu haben und gelobte mir heimlich, nimmer von ihm abzulassen, legte aber dadurch den Grundstein zu dem furchtbaren Hochmut, der mir hernachmals so schweres Weh und Leid bereiten sollte. Doch hört nur weiter: Es kam damals verschiedenes zusammen, um meine That in ein noch helleres Licht zu setzen. Dazu trug hauptsächlich der Sonnenengel selbst bei, denn nun mußte von ihrer Seite der Welt gezeigt werden, daß man um einen Freier nicht verlegen zu sein brauchte, wenn auch so ein verschrobener Schulmeister einen verschmähen konnte, und recht reich, recht vornehm und schön mußte der Freier sein. Das traf denn auch wunderbar zusammen, als der Sohn des reichsten Hotelbesizers der nahen Kurstadt aufs eifrigste um sie zu werben begann. Er bekam wider Erwarten schnell das Jawort.

Damit ging aber auch eine große Veränderung mit dem Mädchen vor. Der Sonnenengel ward jetzt eine vornehme Dame. Die Wirtschaft wurde den Mägden und dem Vater überlassen. Sie selbst stolzierte am Arm ihres weltgewandten, glänzenden Bräutigams in seidenen Klei-

dern und im Federhut durch die Gassen des Dorfes und nickte nur von oben herab ihren Bekannten zu, die freundlich grüßten. Bei ihrem Fuhrknechte, der bei der Kavallerie gedient hatte, nahm sie heimlich Reitskunde, und bald sah man sie im prachtvollen Reitkleide mit ihrem Bräutigam nach der Kurstadt sprennen.

Von Zeit zu Zeit kamen auch ganze Gesellschaften von Herren und Damen heraus und trieben auf Wiesen und Feldern ihr übermütiges Spiel. Die Bauernmädchen und Burschen, die die Neugierde herbei trieb, wurden gefoppt und verspottet und die Angelika war dabei die ausgelassenste und mutwilligste. Das trug nun nicht gerade dazu bei, ihr große Sympathieen im Dorfe zu erwerben. Aber alles verdarb sie sich durch ihr Benehmen an unserem Hochzeitstage. Sie hatte es nämlich so einzurichten gewußt, daß an demselben Tage eine ihrer Gesellschaften zum Besuche heraus kam. Wir sollten einmal recht gedemütigt werden. Und so geschah es, daß, als wir aus der Kirche traten, sämtliche Damen und Herren vor der Kirchthüre versammelt standen. Alles war so eingerichtet, daß wir in unserem Ausgange aus der Kirche gestört wurden und unser Aufzug in seiner ganzen Armfeligkeit erscheinen mußte.

Ein Schwarm von jungen Leuten schien extra beauftragt, uns zu beschimpfen. Sie betrachteten uns mit Brillen und Gläsern und machten laute Bemerkungen über unsere Person und unsere Kleider. Durch ihre Bewegungen brachten sie unsern Zug außer Ordnung. Und als ich nun mit meiner jungen Frau, die weinend und zitternd an meinem Arm hing, mich etwas links durch die verschiedenen Gruppen von Leuten bewegte, kam mir der Sonnenengel in einer Pracht, wie die aufgehende Sonne selbst, entgegen, umgeben von Sonnen und ähnlicher Herrlichkeit. Als sie uns in unserem verstörten Zustande sah, schlug sie ein lautes Gelächter auf.

Ich hatte dem Sonnenengel gegenüber unrecht gehan-

delt. Obgleich damals schon mein Gefühl für Recht und Unrecht nicht mehr allzu zart war, hatte ich doch hin und wieder Gewissensbisse.

Dazu kam, daß man sich im Dorfe allgemein über meine Dummheit und Einfalt lustierte, daß ich das bleichsüchtige Lenchen nähme, das nichts hätte, als was es auf dem Körper trüge, und hätte so ein sauberes Weibsbild und so ein schweres Vermögen erheiraten mögen. Ich war gegen solche Äußerungen nicht ganz unempfindlich. Aber als durch die Nachversuche des Sonnenengels wahrer Charakter mehr ans Licht trat, bekam mein „thue recht und scheue niemand“ wieder Glanz. Aber ganz bewährt in der Feuerprobe und in Siegesglorie stand es da am Hochzeitstage, als sich die schreckliche Rohheit des Gemüthes und die vollständige Unwürdigkeit Angelikas offenbarte.

Jetzt war es ja klar, es hatte mich von dem furchtbaren Abgrund gerettet, vor der Gefahr, mich für immer an ein rohes, herzloses Weib zu ketten und mich in die Arme des edelsten Wesens, eines wirklichen Engels geführt.

So feierte zugleich mit meinem Hochzeitssfeste das „thue recht und scheue niemand“ sein Siegesfest in meinem Herzen. Ich öffnete damit aber auch einem Hochzeitsgaste Thür und Thor, den ich besser draußen gelassen hätte, dem Hochmut.

Ich hätte es freilich merken können, als der Ortschultheiß, der das freche Treiben der bösen Buben und das schamlose Gelächter der Angelika mit Ingrimmit angesehen hatte, nun feierlich aus dem Hochzeitzuge heraustrat und mir kräftig die Hand schüttelte und mit lauter Stimme sprach: „Sie haben recht gehandelt, Schulmeister, Sie sind ein Ehrenmann!“ Denn noch nie in meinem Leben hatte mich eine so hohe Befriedigung mit mir selbst erfasst und eine so tiefe Verachtung gegen andere Menschen, wie ich sie in diesem Augenblick gegen den Sonnenengel und seine ganze Gesellschaft fühlte.

Ich hätte es freilich merken können, wann in Gesellschaft fast laut gesagt wurde: „Das ist der brave Schullehrer von Sendelbach, der so edel gehandelt und die arme Schullehrerstochter geheiratet hat und den reichen Sonnenengel ausgeschlagen;“ denn dann nickte ich nur lächelnd mit dem Kopfe. Das mußte so sein, das war die einfachste Anerkennung, die mir gebührte.

Ich hätte es freilich merken können, wenn meine Frau so unklug war und selbst von dem Opfer redete, das ich ihr gebracht hätte, und wie sie sich dessen und meiner gar nicht wert fühle: denn statt daß mich diese rührende Bescheidenheit des jungen Weibes ergriffen hätte, schien mir dieses demüthige Wesen ein natürlicher Tribut zu sein, den sie meiner Ehrenhaftigkeit und meinem Edelmut darbringen müsse.

Ich hätte es freilich merken können an den Rührungen, die ich damals öfters hatte, wo ich stundenlang über meine Uneigennützigkeit und wie ich allem entsagt, nachdenken konnte, und wo ich noch daneben meinen Widerwillen gegen Lug und Trug, meine Berufstreue, womit ich mir bereits die entschiedene Achtung meiner Vorgesetzten erworben hatte, meine Nüchternheit und Mäßigkeit, daß ich nie ein Wirtshaus besuchte, meine Häuslichkeit, meine Ordnungsliebe und noch eine Masse anderer Tugenden aufzählte, aber ich merkte nichts, gar nichts. Es bewährte sich an mir, was ein morgenländischer Dichter sagt:

Schwer siehst du's, wenn der schwarze Fuß
Der Ameis in der Nacht
Auf schwarzem Stein von dannen eilt
Geheimnisvoll und facht;
Doch wett' ich, eh' gewahrest du die Ameis'
Noch vielleicht,
Als wenn mit leisem, leisem Tritt
Hochmut ins Herz dir schleicht. —

Ihr meint wahrscheinlich, ich hätte es als Schullehrer besser wissen müssen, aber sehet, meine Tugend fällt in eine

Zeit, wo es noch gar traurig mit der Religion aussah in deutschen Landen. Auch gab es keine Seminarien. Die Schullehrer heutigen Tages haben viel vor uns voraus. Ich bin auch auf keinem Seminar gebildet. Meinen Unterricht empfing ich vom alten Pfarrer Hensler von Birkenstock, der für wenig Geld junge Leute zum Schuldienst vorbereitete. Es wäre aber sicherlich für diesen eine große Kunst gewesen, uns tiefe Kenntnisse im Christentum einzupflanzen, denn er hatte selbst keine. Er war ein grundgelehrter Mann, aber das war's eben. In allen Büchern, die es nur gab, war er daheim, nur in dem Buch der Bücher, in der Bibel nicht. Die ganze Erde kannte er bis in die kleinsten Teile, aber vom Himmel wußte er nur wenig. Den ganzen Tag konnte er erzählen aus dem Reiche der Natur; vom Reich Gottes schwieg er mäusehstill. Die Geschichte der alten, heidnischen Römer und Griechen waren sein Lieblingssthema, sie zu erzählen ward er nicht fertig; gegen die Juden und das alte Testament schien er einen ordentlichen Haß zu haben. Er war ein großer Bienenzüchter und ein ausgezeichneter Obstgärtner. Die verschiedenen Hundert Bäumchen, die er gepflanzt, kannte er alle mit Namen und wußte die Arten und Abarten seines Obstes auf das genaueste zu beschreiben, und in der Behandlung der Bienen besaß er solchen Ruf, daß man aus weiter Ferne kam, um seinen Bienenstand zu besichtigen. Seine Gemeindeglieder aber konnte er nach Jahren nur zum kleinsten Teile aufzählen, und die Namen, die er wußte, vergaß er wieder, und was die Behandlung des menschlichen Herzens anlangte, legte er gar kein Gewicht darauf. Wenn er uns einen Vortrag hielt über einen lieben Gegenstand, leuchtete sein Gesicht vor Begeisterung; auf der Kanzel war er matt, kalt und schläfrig. Er war jedoch ein braver, herzensguter Mann und unterrichtete uns meistens um Gotteslohn. Auf Bezahlung konnte er nicht viel rechnen, und ich muß sagen, wir haben viel gelernt bei ihm in der Naturgeschichte, in der Sternkunde,

im Rechnen und in der Feldmeßkunst, in der Geographie und Weltgeschichte, im Obst- und Gartenbau, fast mehr wie sie heute lernen, aber in der Religion blieben wir wie die Kinder. Religion stand nur auf dem Stundenplan. Sie wurde gelegentlich getrieben. Es ist aber wahrhaftig nicht gut, wenn man das eine, was not thut, wenn man das Schaffen seiner Seligkeit gelegentlich betreibt. Zu damaliger Zeit hat die Unwissenheit in religiösen Dingen unsägliches Unheil über die Menschheit gebracht, und sie thut es heute noch. Der Religionsunterricht, den er gelegentlich erteilte, bestand in gelegentlichem Abhören von biblischen Geschichten, Sprüchen aus dem Katechismus und Gesangbuchliedern. Ihr werdet's im Examen brauchen, sagte er, und es ist immer am besten, wenn der Lehrer das, was er die Schüler lehren will, selbst auswendig weiß. Im übrigen sprach er sich wenig aus. Er hat uns die Bibel nicht geradezu verachten gelehrt, aber auch nicht hochschätzen. „Als oberste Richtschnur alles Glaubens ist die Vernunft zu betrachten. Thun ist besser als Glauben, und „thue recht und scheue niemand“ ist der Kern und Stern alles Christentums.“ Das waren so seine Kraftsprüche, mit denen er um sich warf, und ich bemühte mich in allem Ernste, mir dieselben anzueignen, denn seine Weisheit und sein Wissen war ja das höchste, was ich kannte.

Ich war überhaupt kein großer Freund von vielem Nachgrübeln, am allerwenigsten that ich es aber in der Religion. Was nach meinem Gefühle und der allgemeinen Meinung für recht und erlaubt galt, hielt ich mit großer Gewissenhaftigkeit fest. Ich war dabei ein strenger Beobachter aller äußerlichen Gebräuche. Schon seit meiner Jugend besuchte ich zweimal den sonntäglichen Gottesdienst. Am Weihnachtsfeste und am Charfreitage nahm ich mit vieler Feierlichkeit am hl. Abendmahl teil. Morgens und abends betete ich meinen Morgen- und Abendsegen und am Sonntag Nachmittag las ich mein Kapitel in der hl. Schrift.

Und so glaubte ich, wenn es einer könne, dürfe ich gewiß das „thue recht und scheue niemand“ für mich in Anspruch nehmen, und wenn es einer sei, dann wäre ich ein wahrer Christ und ein Mann nach dem Herzen Gottes. Wehe einem, der anders gesagt und meine Gerechtigkeit eine falsche genannt oder mein geliebtes Sprichwort geschmäht hätte: der wäre schön angelaufen. Stammte es nicht von dem hochverehrten Vater Hensler, hatte es sich nicht in meinem Examen und in allen meinen Prüfungen trefflich bewährt? Und nun war es durch die letzten Geschichten mit meinem innersten Wesen und Leben verwachsen. „Thue recht und scheue niemand“ war nach meiner Ansicht das höchste, das beste, der Schatz, um den wir alles verkaufen sollen, die köstliche Perle, die der Kaufmann sucht. Und es sollte fürderhin in meinem Leben noch eine große Rolle spielen.

Wir verlebten Jahre stillen Glücks miteinander. Eines genügte dem andern vollständig. Ich hatte meine Arbeit mit meiner Schule und der nötigen Fortbildung, und Lenchen war emsig beschäftigt, mit unseren bescheidenen Mitteln alles so lieblich wie möglich einzurichten. Und sie hatte immer noch etwas übrig, um mir eine kleine Überraschung und unserer Mutter einen guten Bissen zu bereiten. Unsere Erholungen bestanden in einem gemeinsamen Spaziergange durch Wälder und Felder, wobei ich meine Pfeife rauchte und erzählte und erklärte, und meine Frau fast wie ein Kind von Blume zu Blume sprang, sich über jeden Schmetterling und Vogel ergötzte und über jede unversehene Fernsicht in lauten Jubel ausbrach. Abends sangen wir Lieder oder ich las etwas Unterhaltendes vor. In jedem Herbst aber wurde eine größere Reise unternommen zu lieben Verwandten ins Rheingau. Doch wir brauchten eigentlich gar keine Erholung. Die Arbeit selbst war uns Vergnügen und Erholung zugleich.

Ich kann es nicht vergessen, das weiße Schulhaus zu Sendelbach, wie es aus den grünen Obstbäumen und dem

prächtigen Garten hervorleuchtet, und die schöne Zeit, die ich dort verlebt habe. Es ergreift mich oft Heimweh. Und dann sehe ich mich im Schulzimmer, das die Morgensonne hell beleuchtet, wie ich hinunterschaue auf mein schlankes Weibchen im Garten, das schelmisch herauflacht.

Eins fehlte uns — sonst hätte ich fast von vollkommenem Glück und von Zufriedenheit sprechen können, — der Kindersegen war uns scheinbar versagt. Es waren bereits vier Jahre vergangen; der Sonnenengel prahlte schon mit zwei krausköpfigen Jungen, die sie wie Prinzen herausputzte, und bei uns stand immer noch die Wiege leer. Ich sah, wie meine Frau heimlich weinte, wenn sie eines Nachbarns Kind geherzt und geküßt hatte, und auch ich konnte einen geheimen Druck im Gemüte nicht ganz verbergen. Da endlich im fünften Jahre unserer Ehe schenkte uns Gott nach langem Sehnen und Harren unsere Elisabeth.

Es ist unser einziges Kind geblieben. Ach es war, als es unter Schreien die Welt erblickte, ein armer, armer Wurm! Auf unsere ängstlich fragenden Blicke schüttelte die Amme bedächtig den Kopf und zuckte die Achseln. Im Dorfe sagte sie: „Die Leute dauern mich, das Kind lebt keinen Tag.“ Als ich bestimmte Erklärungen von ihr verlangte, meinte sie, wir sollten uns auf das schlimmste gefaßt halten. Am dritten Tag beehrte sie mich allein zu sprechen: „Herr Schullehrer,“ sagte sie, „rufen Sie den Herrn Pfarrer, daß er Ihr Kind tauft; man kann nicht wissen, was vor Nacht noch geschieht.“ Es wurde unter Krämpfen getauft. Ihr könnt Euch denken, daß es so kein fröhliches Taufest war, wie das Cure, Nachbar. Verzweiflung lag auf unsern Gesichtern. Aber was Gott will erhalten, das läßt er nicht erkalten. Das Kind starb nicht, aber es gedieh auch nicht. Es war und blieb ein armer Wurm. Im dritten Jahr vermochte es noch nicht sich auf die Beinchen zu stellen. Es war mager und bleich; Gehör und Gesicht waren schwach; sprechen konnte

es noch gar nichts. Es schien ein vollständiger Krüppel zu werden.

Wir ließen es uns wahrhaftig angelegen sein, für die Gesundheit und das Gedeihen der Kleinen Sorge zu tragen, aber es wollte keine Kur und kein Mittel anschlagen: keine Bäder und kein Thran, keine Homöopathie und keine Sympathie. Kein Doktor und kein Quacksalber konnte helfen. Wir hatten schon eine bedeutende Summe verdoktert, aber die Gulden waren immer noch zu zählen; dagegen wer wollte die Seufzer und die Thränen zählen, die uns dieses Sorgenkind schon gekostet hatte? Die Fröhlichkeit war kein Gast mehr in unserem Hause.

Damals hörte ich von einem Arzte, der sich in dem Kurorte niedergelassen hatte und schon wahre Wunderheilungen vollbracht haben sollte. Ich nahm das Kind und trug es hinüber. Es war mir recht sauer geworden, das dreijährige Kind auf dem Arm und der mehr als vierstündige Weg. Der Doktor war daheim. Er untersuchte alles genau, fühlte, klopfte und horchte und sagte zuletzt: „Es ist ein Rückenleiden, das mit Gottes Hilfe noch geheilt werden kann; aber es ist eine langwierige Kur und kann Jahre dauern. Ich muß dabei das Kind auch wenigstens alle vierzehn Tage sehen. Zu Ihnen nach Sendelbach kommen kann ich nicht, würde Ihnen auch zu viele Kosten machen. Sie müßten es herüber bringen. Aber nicht wahr, es ist ein weiter, mühevoller Weg; ich sehe es Ihnen an, der eine Gang hat Ihnen viel Schweiß und Anstrengung gekostet. Wenn Sie nicht die nötige Ausdauer zu besitzen glauben, oder leicht mutlos werden, wenn Sie nicht gleich Erfolg sehen, dann lassen wir es lieber, als daß wir etwas anfangen, was nicht doch beendigt werden soll.“

„Herr Doktor,“ sagte ich und stand fest und gerade vor ihm, „wenn Sie glauben, mein Kind heilen zu können, so ist mir nichts zu schwer. Ich bringe es Ihnen alle vierzehn Tage herüber, so mir Gott Kraft und Gesundheit läßt.“

Doch es wurde mir nicht so leicht, wie ich gedacht hatte. Ich weiß nicht, ob Ihr Kinder schon stundenweit getragen habt. Ich habe mich in allen Arbeiten versucht und war ein starker, rüstiger Mann, aber das muß ich sagen: Es ist mir noch nichts so schwer geworden. Zwei Jahre lang habe ich das Kind alle vierzehn Tage, den Samstag hin und den Sonntag Morgen vor der Kirche zurückgetragen. Wie manche Hitze habe ich ausgestanden zur Sommerszeit, wie mancher Schneesturm hat mich überrascht, daß ich kaum das arme Geschöpf zu decken wußte mit Tuch und Mantel! Nur einen Termin habe ich veräußt.

Nachdem ich den frühen Morgen einen solchen Schneesturm mitgemacht hatte, fieberte am Abend das Kind. Es brach eine heftige Brustentzündung aus, die indessen rasch wieder heilte. Aber nun ging meine Not an. Ich sollte ein für allemal das Kind nicht mehr in die Kurstadt tragen.

In der Nacht schon, als die Krankheit am heftigsten war, fiel mir meine Frau um den Hals und sagte: „Ferdinand, versprich mir, das Kind hier zu lassen. Es mag meinetwegen ein Krüppel bleiben, wenn es nur wieder gesund wird.“ Von dieser Stunde an hat sie nicht mehr abgelassen mich zu quälen. Sie erzählte mir alle ängstlichen Träume, die sie in Bezug des Kindes gehabt hatte. Sie hatte jede Nacht frische und bei Tag wieder andere ängstliche Vorstellungen.

Kam ich mit dem Kinde von meiner Reise heim, sah es ganz gewiß nach meiner Frau Aufsicht blaß und krank aus. Sie schlief regelmäßig die nächste Nacht nicht, aus lauter Sorge und Angst.

Meine Schwiegermutter und sonstige Bekannte und Verwandte schlossen sich meiner Frau an und wagten manchen gemeinschaftlichen Sturm. Es hieß: ich solle mein Geld sparen und meine und meines Kindes Gesundheit nicht unnötig aufs Spiel setzen, das Unerreichbare sei doch

nicht zu erreichen; Wunder geschähen heutzutage nicht mehr und ich sei hier so gut angeführt, wie früher auch.

In anderem Sinne machte mir der Sonnenengel meine Gänge leid. Denn als sie ausgekundschaftet hatte, daß ich zu bestimmter Zeit nach dem Kurort käme, saß sie jedesmal in den Anlagen auf einer Bank, wo ich vorbei mußte, und paradierte mit ihren zwei pausbackigen Buben, zu denen sich noch ein prächtiges Mädchen gesellt hatte. Es war ein Teufel in Menschengestalt, sonst hätte sie Erbarmen haben müssen mit dem armen Menschen, wenn er das Herz mit Kummer beladen, das franke Kind auf dem müden Arme, schweißtriefend vorüberfeuchte.

Liebe Freunde und Nachbarn, Ihr könnt mir glauben, es ist keine Kleinigkeit, solchen Ärgernissen und dem ewigen Quälen seiner Frau und den Einwirkungen der übrigen Verwandten gegenüber standhaft zu bleiben, zumal wenn man seines Erfolges nicht allzu sicher ist. Aber ich stand strack und fest. Thue recht und scheue niemand. Und ich bin Sieger geblieben. Bald blüheten die Rosen auf des Kindes bleichen Wangen; die tiefen blauen Augen bekamen Glanz; der wilde Lockenkopf sprang so lustig und fröhlich umher wie die andern. Sein Mäulchen stand den ganzen Tag nicht still; selbst im Schlafe schwatzte es noch fort, das unruhige Plappermaul. Es war allmählich ein Lebensmut und eine Lebensfrische in das Kind gekommen, daß es vor Gesundheit strotzte und lachte wie ein heller Sommertag. Ich glaube, mir altem Narren laufen wahrhaftig die Thränen über die Backen, da ich mir jetzt diese Zeit wieder so lebhaft ins Gedächtnis zurückrufe.

Seine Mutter blüdete auch auf und ward voll und frisch und fast schöner, wie sie je gewesen war. Die Großmutter selbst verjüngte sich ordentlich. Ich war aber am allernärrischsten mit dem Kinde. Ich war ein völliges Kind mit dem Kinde. Den ganzen Tag ward gelärrt und haseliert und mancher hätte mich erwischen können,

wie ich auf allen Vieren durch die Stube jagte, das Töchterchen auf dem breiten Rücken, das Peitschchen in der Hand. In diese Zeit des Auflebens unseres Familienglückes fiel ganz unverhofft eine Erbschaft von zweihundert Gulden. Geld kommt selten ungelegen. Aber dieses kam wie gerufen. Ich hatte noch einige nicht unbedeutende Schuldposten zu bezahlen, die mir keine geringen Gedanken und Sorgen machten. Denn es war wahrhaftig eine schwere Aufgabe, bei der sparsamsten Einrichtung von der armseligen Schulbesoldung etwas zu erübrigen, und wenn man glaubte, man hätte es nun erreicht, die Schulden decken zu können, dann kam regelmäßig etwas dazwischen, das man nicht vorgesehen hatte und das noch nötiger war. Nach meiner etwas waghalsigen Natur machte ich nun folgende Erwägungen: „Du kannst nun einen Teil deiner Schulden mit dem Gelde decken. — Wenn du das thust, bleibst du nach wie vor ein armer Schlucker. Kann nicht etwas Ähnliches wie die Krankheit Elisabeths dich in neue Schulden stürzen? Darfst du je die Hoffnung haben, dem Kinde einmal etwas zu hinterlassen? Wäre es dann nicht besser, das Geld an eine Spekulation zu wagen und so vielleicht aller Not auf immer ein Ende zu machen?“

Ich hatte nämlich schon längst einen Plan, der mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ, und der jetzt, wo ich das Geld in Händen hatte, mich erst recht stachelte und reizte. Freilich riet meine Frau und auch die Vorsicht, sich erst im kleinen rein zu machen und sich dann weitaussehenden Plänen hinzugeben. Aber würde je solch ein Glücksfall wieder eintreten? Und war das Geld nicht wie gesunden? Ich wagte es.

Es war da bei der Anlage der Chaussee, etwa zehn Minuten unterhalb Sendelbach, eine Brücke mit zwei Bogen über den Bach gebaut worden. Man hatte dabei, wie das so oft geschieht, einen Übelstand unberücksichtigt gelassen. Denn im Frühjahr oder Herbst, überhaupt wann große Überschwemmung eintrat, führte der Bach so viel

Sand und Geröll mit sich, daß sich die Brückenbogen verstopften, und nun ergoffen sich die Fluten ungehindert über eine kostbare Wiesenfläche von zwanzig bis dreißig Morgen und lagerten dort natürlich das weitere Gestein und den Sand ab. In den ersten Jahren versuchte man die Riesenarbeit, die Wiesen wieder zu reinigen. Allmählich mußte man es aufgeben und ließ es gehen, wie es ging. Man schickte Beschwerdeschriften an die Regierung. Ob sie nun nicht ordentlich abgefaßt waren, oder ob die Baubehörde anders berichtete, ich weiß es nicht. Kurz und gut, die Beschwerden blieben unberücksichtigt. Man baute einen Damm, aber der Widerstand der Brücke und des Chauffeedammes erwies sich wirksamer. Der Damm brach und wieder ergoffen sich die Fluten mit Sand und Gestein auf die gereinigten Wiesen.

Seitdem hatte man nicht mehr den Mut, etwas zu unternehmen, so oft ich auch dazu aufgemuntert hatte. Aber wenn man auch im Dorfe längst nicht mehr an die herrlichen Wiesen dachte — ich konnte die Gedanken nicht davon abbringen. Und jedesmal, wenn ich das gut angelegte Wehr betrachtete, das sich leicht wieder herstellen ließ, und die Wässerungsgräben, die nur aufgeräumt zu werden brauchten, oder den prächtigen Boden untersuchte, der im ganzen nur wenige Zoll unter dem Sande lag, dann ward mir es ganz wehmütig ums Herz. Ich glaube, ich habe bei solchen Untersuchungen oft laut gerufen: „Es ist Jammer und Schade um diesen herrlichen Grund; wenn ich nur einige hundert Gulden hätte, dann wollte ich es den dummen Bauern zeigen!“ Nun hatte ich das Geld. Sollte ich es nicht gebrauchen?

Ich ließ durch den Ortschaftsheißen die Bekanntmachung ergehen, daß ich die Sandfläche an der Brücke oder die Wiesen im sogenannten Grund sämtlich käuflich an mich zu bringen suche und wer dort ein Besitztum habe, solle sich in der näher bestimmten Zeit im Rathaus einfinden. Die meisten traten mir ihre Ansprüche ganz umsonst

ab. Andere, besonders die Reicherer, ließen sich etwas bezahlen. Es sei nur um des Namens willen, wie sie sagten. Im ganzen kostete es mich alles in allem nur fünfzig Gulden. Dafür wurde ich denn auch gehörig mitgenommen und ausgelacht. Ich dachte aber: Lacht nur! Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Der Ortschaftsherr nahm es ernst. Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte mitleidig: „Schulmeister, Ihr seid sonst ein gescheiter Mann, aber hier wollt Ihr auf Sand bauen. Ich rate Euch wohlmeinend ab. Werfet Euer Geld nicht in den Bach! Legt's lieber auf Zinsen oder kauft Euch einen hübschen Acker.“ — Als ich aber auf meinem Vorsatz bestand und ihm meine Pläne entwickelte, schüttelte er den Kopf und sagte im Fortgehen: „Ihr werdet Euch eine schöne Suppe einbrocken, aber wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.“

Es war nach meiner Ansicht bei der Anlegung des früheren Damms verfehlt worden, daß man dem Wüten des Wassers keinen Spielraum gelassen, sondern noch eher das Bett des Baches eingeengt hatte. Darum wollte ich einen Platz von etwa zehn Morgen zur Ablagerung von Sand und Geröll frei lassen und das übrige eindämmen. Es blieben mir dann immer fünfzehn bis zwanzig Morgen der schönsten Wiesen. Doch den Plan machen war leicht. Die Arbeit war die Hauptsache, zumal da ich mir nicht die nötige Anzahl Arbeiter halten konnte, sondern das meiste selbst thun mußte. Ich habe in den Freistunden gearbeitet wie ein Feind, wie man sagt, und wer mir von den Schülern helfen wollte, den habe ich mitgenommen. Aber die Geschichte wollte keinen Fortgang nehmen. Der Damm war noch nicht zur Hälfte fertig und der Herbst brach schon herein und was fast noch mehr zu berücksichtigen war — der Geldbeutel war fast leer. Die Verlegenheit wuchs. Wenn ich auch zur Not den Damm fertig brachte, wer reinigte mir die endlose Sandwüste? Was vermochte ich ohne Geld? War es denn

nicht richtig — hatte ich nicht auf Sand gebaut und mein Geld in den Bach geworfen? Aber ich durfte mir noch nicht einmal etwas merken lassen, wie es mit meinen Aussichten stand. Jetzt war noch alles gespannt, was da werden würde, aber wenn nur das Geringste fehlschlagen sollte, dann brauchte ich für den Spott nicht zu sorgen: dann mußte er sich in wahren Fluten über mich ergießen. Und wie ich es in den bösesten Stunden geahnt hatte, so ward es, aber noch viel schlimmer.

Der Herbst war zwar trocken und hell und ich konnte zu meiner Genugthuung mit einer letzten Anstrengung meines Geldbeutels den Damm noch fertig bringen. So ging ich nun mit den kühnsten Hoffnungen dem Winter entgegen. Wie schrecklich sollte ich aber enttäuscht werden. Es fiel im Vorwinter eine solche Menge Schnee, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Auf dem Gebirge waren Dörfer geradezu eingeschneit. Man erzählte sich wunderbare Geschichten. Nachdem es sich aber ausgeschneit hatte, wurde es kalt, furchtbar kalt. Man ist in diesem Winter mit Frachtwagen über die Bahn und den Rhein gefahren. Das dauerte bis zum Januar. Da gab es plötzlich Tauwetter, so daß sich das Eis in den Thälern löste und die Gewässer anschwollen. Niemand dachte indessen an den Schnee vom Gebirge. Dazu schien es noch zu früh in der Jahreszeit zu sein, aber man verrechnete sich bedeutend. Es wehte ein Sturm aus Süden, von Regen begleitet, zwei Tage und zwei Nächte und die ganze Schneemasse kam in Bewegung.

Die zweite Nacht war die schrecklichste. Das Wasser war schon den ganzen Tag im Wachsen gewesen. Gegen Abend nahm es aber so außerordentlich zu, daß eine wirre Angst über die Leute kam. Man fing an zu räumen und zu flüchten selbst in Häusern, die hoch genug standen, um nichts fürchten zu müssen. Eins aber machte das andere durch seine Angst nur noch ängstlicher. Es wurden Prophezeiungen laut, als sei das ganze Dorf seinem Untergange

nahe; und mitten in die Verwirrung hinein heulte der Sturm, alles übertönend, und wenn er einen Augenblick im Thale schwieg, dann brausten und donnerten oben die alten Buchen- und Eichenwälder so unheimlich, als würden dort noch furchtbarere Dinge ausgebrütet, um uns hier unten zu erschrecken und zu vernichten; dann hörte man auch, wie die Wasser sich die Bergwände herabstürzten und wie der Bach so mächtig wie ein Strom rauschte, gurgelte und plätscherte.

Es war eine stockfinstere Nacht. Dunkle Wolken huschten gespenstig am Himmel hin, regneten wohl einen Augenblick und zogen schnell vorüber, um anderen Platz zu machen. Nur beim Laternenschein konnte man sehen, wie sich oft plötzlich mitten im Bach ganze Stämme und Bäume hoch aufrichteten, um dann wieder mit gewaltigem Schlag ins Wasser zu fallen. Steine und Felsblöcke wurden bis nahe an das Ufer geschwemmt, bis sich wieder eine gehörige Wassermasse dahinter gesammelt, die mächtig genug war, sie in den Strudel und Strom mit fortzuziehen. Aus dem Unterdorf kam die Nachricht, es sei ein Stall von den Fluten fortgerissen worden und ein Haus stände in Gefahr.

„Ach, wenn nur die Nacht einmal herum wäre,“ seufzten nicht bloß die hangen Gemüther. Mich trieb es hinunter, einmal nach meinem Damme zu sehen. Ich war des Abends spät noch einmal dort gewesen und hatte alles in Ordnung gefunden. Diesmal kam ich nicht bis hin. Als ich mehr in die Tiefe kam, stand bereits das Wasser auf der Chaussee. Doch wenn der Damm noch da war, mußte ich ihn auch von dort aus sehen können. Ich hielt die Laterne so hoch ich konnte; ich strengte meine Augen fast über Vermögen an, aber ich sah nichts, als dunkle, schwarze Nacht. Sollte ihn die Flut bereits fortgerissen haben? Der Gedanke machte mich bis ins Innerste erbeben. Für einen Mann in meiner Lage war es keine Kleinigkeit, so viel Geld zu verlieren und dabei so

schöne Hoffnungen zu Wasser werden zu sehen. Da fiel mir ein, einmal nach der Brücke zu schauen. Aber auch diese sah ich nicht, und doch meinte ich jenseits des Baches die Chaussee ganz klar wieder austauchen zu sehen. Sollte auch sie fort sein? Ein freudiger Schreck erfaßte mich. Meine Augen traten fast vor ihre Höhlen vor lauter Anstrengung, Gewißheit zu erlangen. Aber es war zu viel für meine Nerven. Plötzlich ergriff es mich wie Schwindel; ich wäre beinahe in das Wasser gestürzt.

Wie es dort unten tobte, zischte und gurgelte, ähnlich toste es in meinem Kopfe. Eine räthselhafte Angst überfiel mich, — ich wollte fort, heim — aber meine Füße waren so schwer wie Blei. Ich konnte kaum fort; endlich ging es wieder. Ich wäre gerne gelaufen, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Aber bleich, wie wenn ich ein Gespenst gesehen hätte, trat ich zu meiner Frau in die Stube. Als sie mich so sah, erschrak sie auf den Tod. „Um Gottes willen, wie siehst du aus, Ferdinand?“ Ich beruhigte sie, so gut es ging, aber sie hatte keine Ruhe, bis ich ein Glas Bramtwein getrunken und mich ins warme Bett gelegt hatte.

Sie setzte sich zu mir mit ihrem Strickzeug und sah mich öfters voll tiefer Sorgen an. Ich glaubte nicht schlafen zu können, that aber eine Zeit lang so, während ich auf den Tumult draußen horchte. Endlich aber plätscherte und stürmte es nur noch in meinen Träumen. Ich war fest eingeschlafen.

Die Sendelbacher kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Mich traf die Überschwemmung empfindlicher; ich hatte in der Dunkelheit recht gesehen: die Brücke war fort; aber mein Wall war auch fort bis auf wenige Ueberreste.

Eine Weile gab ich mich den süßesten Hoffnungen hin, da ein Beamter, der den Schaden, den der Sendelbach angerichtet hatte, in Augenschein nahm, sagte: es würde gewiß meinen gerechten Wünschen Rechnung getragen und eine Brücke gebaut werden, die ein Überflößen des

Wiesengrundes zur Unmöglichkeit mache. Man beneidete mich im Dorfe allgemein über mein unverjährtes Glück, aber die Abkühlung sollte bald folgen.

Da die Notbrücke nicht Sicherheit genug gewährte für den Eilwagen, schritt man alsbald zum Neubau, und da stellte es sich denn heraus, daß man die Brücke ganz in der alten Weise aufführen würde, um so die alten Fundamente zu verwerten.

Es war wieder ein schwerer Schlag. Ein anderer hätte die ganze Geschichte aufgegeben; ich nicht. Ich ging zum Ortschultheißen. „Wollt Ihr mir Geld leihen? Ich will den Damm noch etwas weiter zurücklegen.“ Der aber wies mich kurz ab: „Ihr möget selber auzessen, was Ihr Euch eingebrockt habt; ich habe kein Geld zum Wiesenbau; ich habe Frau und Kinder.“ Wie es mir dort erging, so erging es mir überall, wo ich anklopfte. Es war nichts anderes übrig, wenn etwas geschehen sollte, als mich selbst daran zu machen. Ich fing an, das äußerst gelegene Stückchen zu reinigen.

Aber nun ging der Spott los. Und je mehr sie mich vorher beneidet hatten, als die Brücke anders gebaut werden sollte, desto schlimmer machten sie es jetzt. Gebt acht, hieß es, unser Schulmeister wird noch steinreich. Andere sagten: Er gräbt nach einem Schatz. Andere sagten: Ihr versteht nichts, er will eine Goldwäscherei anlegen; in dem Sand ist Gold enthalten. Andere wagten sich direkt an mich: „Nun, habt Ihr das neue Californien entdeckt? Ihr werdet doch nicht alles für Euch behalten wollen?“

Ich litt furchtbar. Die schwere verzweifelte Arbeit, der ewige Spott der hartherzigen Welt, kein Geld und noch Schulden obendrein!

Meine Schwiegermutter hatte eine Kuh, ein prächtiges Stück Vieh. Meine Frau hatte sie aufgezogen und hing merkwürdig an ihr. Eines Morgens sah ich aus der Schule, wie sie ein Jude aus dem Stalle zog. Ich brach mitten im Satz ab und lief hinunter: „Venchen, was soll das?“

„Ich konnte dich nicht länger leiden sehen; drinnen auf dem Tische liegt das Geld.“

„Lenchen, wenn ich dir das je vergesse.“

Ich nahm sie am Kopfe und herzte und küßte sie. Die Thränen standen mir in den Augen. Aber es schien ordentlich ein Verhängniß auf meinem Wiesenbau zu ruhen. Kaum hatte ich mir meine Pläne ein wenig zurecht gelegt, indem ich dachte, ganz langsam zu Werke zu gehen und ein Stückchen nach dem andern vor den Angriffen des Baches zu schützen, als mir vom Amte zwei Schriften zugestellt wurden, die mir wieder einen Strich durch die Rechnung machten. Die eine war eine Schuldforderung, die mein bisher bester Freund bei Amt eingeklagt hatte. Er hatte mich ein paarmal gemahnt, und als ich ihn auf das herzlichste bat, noch Ausstand zu geben, war das keine Erwiderung. Ich hätte ihm mehr Freundschaft zugetraut.

Aber fast noch empörender war die andere Schrift. Ich sollte Schadenersatz leisten, da ich durch meinen Wall, den ich aufgeführt, zur Zerstörung der Brücke wesentlich beigetragen hätte. Es handelte sich um eine bedeutende Summe, die weit meine Habseligkeit überstieg. Einen Augenblick war ich wie vom Schläge gelähmt, dann aber schnellte ich empor und erhob mich zu meiner ganzen Mannesgröße, und indem ich mir mit der Faust wider die Brust schlug, rief ich mit gewaltiger Stimme: „Ich thue recht und scheue niemand.“ Nicht einer Stecknadel Wert unrecht Gut soll an meinen Fingern kleben, aber was mein ist und was recht ist, verteidige ich mit meinem Lebensblut. Die Wiesen sind unser ehrlich erworbenes Eigenthum. Sie haben nun noch dazu unsere sämtliche Erbschaft und die Arbeit eines ganzen Jahres verschlungen.

An euch habe ich gedacht: an dich und unsere Elisabeth. Euch wollte ich ein Eigenthum schaffen, als ich den ganzen Handel unternahm, und ich werde es durchführen trotz den Neidsäcken von Bauern, trotz allen Feder-

fuchfern und Schreiberseelen und sämtlichen guten Freunden, die ich in der Welt habe.“ „So Gott will,“ flüsterte meine Frau.

Ich aber fuhr fort: „Zunächst erhält mein Freund sein Geld nebst Zinsen und Zinseszinsen. Mit dem Reste unseres Geldes gehe ich aber in die Hauptstadt, direkt auf das Ministerium, und wenn ich dort kein Recht finde, gehe ich zum König. Ich will ihnen so laut Gerechtigkeit und nichts als Gerechtigkeit zurufen, daß ihnen noch Tage lang die Ohren gellen sollen.“

Und so geschah es, wie ich mir vorgenommen hatte; aber zum König brauchte ich nicht. Schon bei dem Ministerpräsidenten war ich vor die rechte Schmiede gekommen. Er schüttelte mehrmals während meines Vortrags verwundert den Kopf. Als ich aber fertig war, klopfte er mir auf die Schultern:

„Gehen Sie getrost heim, lieber Mann, Sie werden bald mehr von mir hören.“

Ich brauchte auch nicht lange auf ihn zu warten. Schon in den nächsten Tagen wurde die Arbeit beim Brückenbau plötzlich eingestellt. Ein anderer Baumeister untersuchte alles, und dann kamen die Arbeiter wieder; aber sie bauten nach einem andern Plane. Nur ein Bogen wurde aufgeführt und zwar in solcher Weite, daß wohl noch ein zweiter Bach mit seinem Geröll durchgekonnt hätte. Auch die Ufer des Baches wurden so eingedämmt, daß nicht mehr daran zu denken war, daß sie jemals den Wiesengrund überflößten.

Die Sendelbacher Bauern machten ellenlange Gesichter. Ich hätte manchmal laut auflachen mögen. Jetzt konnte ich Geld in Masse geliehen bekommen, um Sand und Gestein fortzuschaffen. Aber damit war ich nicht mehr zufrieden. Nun sollte der ganze Grund planiert und unter Wässerung gesetzt, überhaupt nach den neuesten Regeln des Wiesenbaues eingerichtet werden. Mir kamen dabei viel die Kenntnisse, die ich mir beim alten Pfarrer Hensler

erworben hatte, zu gute; aber so viel Geld, Mühe und Sorgen die ganze Anlage kostete: es lohnte sich auch trefflich. In ein paar Jahren wuchs dort ein Gras, wie man es in Sendelbach noch gar nicht gesehen hatte.

Statt einer Kuh brüllten jetzt drei und vier in meinem Stalle, und da mehrere Jahre hintereinander große Trockenheit herrschte, machte ich beim Heuverkauf glänzende Geschäfte. Ich steigerte einen Acker nach dem andern bei den Güterversteigerungen. Schon jetzt konnte ich für einen wohlstehenden Mann gelten. Ich ward es aber immer noch mehr. Einmal war mir mein Heu in lauter Gold ausbezahlt worden, es war ein ganzer Teller voll, da hat es mich ungeheuer gereizt, mir die Spötter rufen zu lassen und ihnen das Gold zu zeigen:

„Sehet ihr mein Californien, mein Goldland!“ Doch als ich mir näher überlegte, schien mir die Rache gar zu kindisch und kleinlich. Durch meinen wachsenden Reichtum war ich genugsam gerächt.

Aber mit der Anlage des Wiesengrundes begann erst recht meine Thätigkeit auf diesem Felde. Der alte Hensler spuckte mir viel zu viel im Kopfe, als daß ich mich mit diesem einen Erfolg schon hätte begnügen können. Auch war mir über dem Essen erst recht der Appetit gekommen. Da war denn vor allen Dingen ein Bergabhang, der jetzt mich mit allen meinen Gedanken in Anspruch nahm. Er war durch seine sonnige, südliche Lage wie für Obstbau geschaffen, und obwohl er wegen seines jähen Absturzes und der Felspartieen, die ihn durchzogen, weder angebaut noch zur Viehweide benutzt wurde, fand sich dort ein ausgezeichneter Grund und Boden. Es war Gemeindeseigentum und war auch der Gemeinde feil; aber ich mußte diesmal gehörig bluten. Indessen war es ein Spottpreis gegen das, was der Berg mir wirklich eintrug.

Nachdem ich die Hauptfelsen hatte sprengen lassen, bepflanzte ich ihn mit etwa zweitausend Obstbäumen. Ich scheute keine Ausgabe, um mir die Stämmchen und die

edelsten Sorten zu verschaffen. Aber es wurde auch etwas ganz Vorzügliches, und wenn der alte Hensler noch gelebt hätte und hätte den Berg gesehen im Frühjahr in seinem Blüthen-schmuck und im Herbst mit seinen Früchten, die in allen möglichen Farben schimmerten, dann hätte er voll Begeisterung gerufen: „Hier laßt uns Hütten bauen, hier will ich leben und sterben. Klingelhöfer, du bist mein echter, mein wahrer Schüler.“

Ein andermal erzähle ich Euch einmal ein Langes und Breites von meinem Bienenstand, meiner Viehzucht und meinen Gartenanlagen. Heute haben wir noch mehr zu thun. Ich wollte nur das noch sagen: ich trieb es so in das Große, daß in landwirtschaftlichen Blättern viel von mir die Rede war und mir zuletzt unser gnädiger Landesfürst geruhete, einen Orden zu verleihen wegen meiner Verdienste um die Landwirtschaft.

Hier erfrischte sich wieder der Greis und zündete seine Pfeife an, die ihm im Eifer des Gespräches ausgegangen war. Aber sein Gesicht, das bisher in heller Freundlichkeit gestrahlt hatte, wurde jetzt furchtbar ernst und auf seiner Stirn schienen sich finstere Wolken zusammen zu ziehen.

„Wollen wir nicht einen kleinen Rückblick auf mein vergangenes Leben halten?“ fragte er.

„Ich stand auf der Sonnenhöhe meines Glückes und meines Alters,“ fuhr er fort, „aber auch auf der Sonnenhöhe meiner falschen Gerechtigkeit und meines selbstgerechten Stolzes.“

Ich bildete mir ungemein viel auf meinen Reichtum ein. Aber hatte ich wirklich so recht gehandelt? Hatte ich in der That nur ein einzigesmal das vielgeliebte Sprichwort „thue recht und scheue niemand“ im vollen Sinne des Wortes richtig angewandt? Alles war nur Schein und Erfolg. Ich will einmal sagen, der Sonnenengel wäre nicht so roh gewesen, sondern hätte sich gegrämt bis zur Verzweiflung und zur Krankheit; ich will einmal

sagen, mein Kind hätte zum zweitenmal die Brustentzündung bekommen und wäre gestorben; ich will sagen, ich hätte mit meinen Wiesenanlagen bankerott gemacht, wo wäre ich dann mit meinem „thue recht und scheue niemand“ geblieben? Mußte mir der Anblick des Sonnenengels nicht jedesmal einen Stich ins Herz geben? Hätte ich die Klage meines trauernden Weibes mit anhören können? Mußte ich mich nicht vor ganz Sendelbach und meinen Schuldnern schämen? Konnte ich ihnen gegenüber nur den Namen eines rechtlichen Mannes aufrecht erhalten? Nicht dem Recht, meinen Stimmungen und Gefühlen, meinem eigenfönnigen Kopfe, meiner waghalsigen Natur war ich gefolgt. Nur dem Schein und Erfolg nach hatte ich recht. Aber ich wußte das nicht; ich lebte in der Einbildung.

Ich war ein Mann, wie ein Eichbaum von riesenmäßiger Kraft und eisenfester Gesundheit. Mein Wohlstand war so gestiegen, daß ich unströitig der Reichste im Dorfe war. Unsere Mutter war schon vor einer Reihe von Jahren selig eingeschlummert. Aber meine Frau blüdete wie ein Mädchen und Elisabeth war zu einer stattlichen herrlichen Jungfrau herangewachsen, und wenn ich so auf das alles hinblickte — war das nicht mein und nur mein Werk? Und hatte ich nicht über der riesigsten Arbeit und den schrecklichsten Versuchungen und Anfechtungen stets siegreich die Fahne des „thue recht und scheue niemand“ geschwungen? Hatte ich nicht, um dieses edle Weib zu erobern, Reichthum und Schönheit entsagt? War mir meine süße Elisabeth nicht saurerer geworden, als ihrer Mutter? Hatte ich nicht mit Falschheit und Hinterlist, mit Sand, Wasser und Felsen gerungen, um mir ein Vermögen zu gründen? War meine Kraft nicht überall versucht? Festgewurzelt und kampfbereit stand ich da. Meine Augen suchten ordentlich den neuen Gegner. Möchte ein Sturm hereinbrechen. — „Ich thue recht und scheue niemand.“

Ach, der Sturm kam nur allzu bald — und die Fahne zerriß und der glänzende Lappen meiner Gerechtigkeit ward voll Schmutz und Rot. Der Eichbaum aber zitterte und bebte unter seiner furchtbaren Wucht, und wenn ihn nicht eine andere höhere Hand gehalten hätte — er wäre längst nicht mehr.

Es war am 3. Februar 1847, daß ich bei unserem alten Pfarrherrn saß und wir zusammen eine Pfeife schmauchten und ein Glas Wein tranken. Ich stand gut mit dem alten Herrn und war oft im Pfarrhause. Es war nicht weit von der Schule, ich brauchte nur meinen Garten hinunter zu gehen. Da lag es neben der Kirche, umgeben von einem großen Hofe und weitläufigen Gärten auf der einzig ebenen Stelle des Dorfes. Mir war jedoch der Umgang noch besonders angenehm, da wir, so wie in unseren religiösen Ansichten, auch in unseren Neigungen und Liebhabereien völlig harmonierten. Dabei bekümmerte er sich nicht im geringsten um die Schule und ihre Angelegenheiten, sondern ließ mich schalten und walten, wie ich wollte. Dagegen that er selbst nichts ohne meinen Rat und meine Hilfe. Es war ein alter, von der Gicht geplagter Mann, der nur mit großer Mühe noch seinen Dienst versah.

Er teilte mir eben mit, daß seinem Gesuch um Pensionierung endlich willfahrt sei und daß er noch heute seinen künftigen Vikarius erwarte: einen gewissen Kreuz, gebürtig von Adelhain. Kaum hatte er den Namen aus dem Munde, da rasselte ein Fuhrwerk die Straße herauf und hielt im Pfarrhof still. Der Pfarrer humpelte ans Fenster. Mich aber bannte auf einmal ein unheimlicher Schrecken auf meinen Stuhl. Dieses Rasseln und Stillhalten gemahnte mich, als hätte ich es vor langer, langer Zeit schon einmal gerade so gehört und als wäre es das Signal gewesen zu einem unsäglichen Leid und Schmerz. Es war mir, als griffe plötzlich eine unsichtbare Geisterhand in meine Lebensschicksale hinein. Ich habe später

oft an meinen damaligen Zustand denken müssen, als ich schon längst mußte — es war eine Ahnung, ein Vorzeichen der Zukunft.

Die Worte des Pfarrherrn: „Nun, sind Sie denn gar nicht neugierig, Herr Lehrer, wie unser neuer Seelsorger aussieht?“ gaben mir erst meine Fassung wieder. Aber ich brauchte nicht mehr ans Fenster zu treten. Er kam schon die Treppe herauf. Der junge Mann, der nun hereintrat, sah jedoch gar nicht aus, als müsse man sich vor ihm fürchten. Es war eine kleine, zierliche Gestalt, mit bescheidenem, anspruchslosem Benehmen, und wenn etwas an ihm imponierte, so war es sein gescheites Gesicht und sein ernster, männlicher Blick. Doch, was brauche ich euch einen Mann zu beschreiben, den ihr alle kennt und verehrt; aber von welcher Wichtigkeit derselbe für den künftigen Gang meines Lebens wurde, das hört ihr heute zum erstenmal.

Als er die Antrittspredigt hielt, mußte ich gestehen, es war ein anderes Wesen, als mit unserem alten Herrn, denn der hatte nur drei Predigten, wie die bösen Bauern sagten, und da war eine kraft- und saftloser, wie die andere. Bei dem jungen Kreuz war Kraft und Leben und volle Überzeugung, das fühlte man bei jedem Wort. Aber so sehr er mich auch anregte, es war etwas in seinen Predigten, was meinem innersten Wesen widersprach. Ich war deshalb auch mit meinem Urtheil etwas behutsam und stimmte vorderhand nicht mit ein in das feurige Lob, welches ihm Frau und Tochter und das ganze Dorf spendete.

Später ist es mir klar geworden, was es war, das uns trennte. Sein drittes Wort war: menschliche Sündhaftigkeit und göttliche Gnade, während ich festhielt an Tugend und Rechtschaffenheit und meinem Leibsprüchlein: „thue recht und scheue niemand.“ Er drang immerfort auf entschiedene Buße und Umkehr und sagte: Jeder Mensch sei ein schrecklicher Sünder vor Gott und darum ewig ver-

loren, wenn er nicht mit zer schlagenem Herzen und geängstetem Geiste wider seine Brust schlage und im rechten Zöllnerfinne spreche: „Gott sei mir Sünder gnädig;“ wenn er nicht, die Seele voll göttlicher Traurigkeit und die Augen voll bitterer Petrusthränen, spreche: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir und bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.“ Ein Mörder könne eher selig werden, wenn er ernstlich seine That bereue und Versöhnung suche in dem Blute seines Heilandes, als der rechtschaffenste Mann der Gemeinde, wenn er sich nicht demütige und ernstlich nach der Gnade strebe, die in Christo Jesu erschienen sei.

Ich aber war so wenig geneigt, Reue zu empfinden über meine Vergangenheit, daß ich vielmehr mit großem Wohlbehagen und mit Selbstzufriedenheit auf mein bisheriges Leben zurückblickte und mir es auch nicht im Traume einfiel, meine Gesinnung zu ändern oder meine Lebensweise aufzugeben. Ich meinte wohl der Beste unter den Guten zu sein und meine Frömmigkeit schien mir so ausgezeichnet, daß die Augen Gottes nur wohlgefällig auf mir ruhen konnten und die Engel des Himmels sich wohl freuten über den braven, rechtschaffenen, tugendhaften Klingelhöfer.

Lacht nicht, liebe Nachbarn und Freunde, es ist mir bitterer Ernst. Ich war um kein Haar anders, als der selbstgerechte Pharisäer im Tempel.

Ach, wenn mir damals meine Augen aufgethan worden wären — daß ich eingesehen hätte, meine gewichtigsten Thaten wögen auf Gottes Wage nicht so viel wie ein Lufthauch und ich sei im Grunde nichts, als ein armer Sünder — es wäre mir viel Leid erspart worden.

Aber ich war geradezu unfähig, den neuen Pfarrer zu verstehen. Wenn er vom Gesetz des Neuen Bundes predigte und die zehn Gebote nach christlicher Weise auslegte und uns nachwies, daß wir tausendmal und abertausendmal alle Gebote übertreten hätten, daß wir Abgötter, Spötter seines heiligen Namens, Sabbathschänder, voll

Mords, Ehebruchs und falschen Zeugnisses wären; wenn er behauptete, daß, wer sich zufrieden gäbe mit der äußeren Gerechtigkeit, daß dessen Gerechtigkeit nicht besser sei, als die der Pharisäer, die nichts vor Gott gilt, dann lächelte ich gutmütig und hielt es für überspannte, jugendliche Ideen, die sich mit der Zeit klären würden. Was er über die Wiedergeburt und die Heiligung sprach, nannte ich kurzweg „Mischimatschi.“

Ich glaube, ich hätte mich eher im Mond zurecht gefunden, als in dieser Lehre.

Bei diesen schnurstracks auseinanderlaufenden Ansichten war es mir ordentlich eine Genugthuung, als ich von dem alten Herrn eines Abends hörte, der junge Herr Kreuz sei ein Pietist und ein Erzmucker. Nun brauchte ich doch auch nicht das geringste Gewicht auf seine Predigten zu legen und konnte meiner Abneigung den vollen Zügel schießen lassen; denn daß die Pietisten die schlechtesten Menschen unter der Sonne wären und einmal in der Hölle am meisten gebraten würden, war mir damals ausgemachte Sache. Das äußere Einvernehmen wurde noch eine Zeitlang gewahrt, obwohl ich mich sehr zurückhaltend zeigte und einem zugeknöpften Rocke gleich, wenn er mit mir sprechen wollte.

Da fiel es ihm ein, meine Schule zu besuchen. Ich that mir nicht wenig zu gute auf meine Kunst zu katechisieren. Aber wenn ich mir jemals eine Kraft gab, so geschah es damals. Der junge Vikar sollte einmal Respekt bekommen vor einem alten, gewiegten Schulmanne. Doch ich schien ihm keinen besonderen Respekt einzuflößen, denn er schwieg stille, bis ich mein Thema durchgesprochen hatte. Dann nahm er es selbst vor, aber in ganz anderer Weise, und ich muß gestehen, in so einfach kindlicher Weise, daß man den Kindern es an den Gesichtern ansah, wie ihnen jetzt erst das Verständnis aufging, aber damals gestand ich es weder mir noch ihm. Der Mann hatte mich furchtbar beleidigt. Kein einziges Wort des Lobes und der

Anerkennung und mir obendrein noch eine Musterkatechisation zu geben, wie ich es zu machen hätte. Ich war voll wilden Zornes und Ingrimmes, und als ich ihn bis an die Hausthüre begleitete, ballte ich die Faust hinter seinem Rücken, und wer neben mir gestanden hätte, der hätte hören können, wie ich zwischen den Zähnen murmelte: „Verfluchter Pfaff!“

Des anderen Tages war er schon wieder da. Diesmal gab er mir den Stoff, über den ich katechisieren sollte. Ich merkte, daß es darauf abgesehen war, meinen Glauben zu prüfen. Da regte sich in mir ein gewaltiger Trotz. So schroff wie möglich trug ich meine Ansichten vor. Als etwa eine Stunde vergangen war, legte er mir sanft seine Hand auf den Arm und sagte: „Es ist genug,“ und indem er mich etwas beiseite nahm: „Sie besitzen eine wunderbare Gewandtheit und eine außerordentliche Lehrgabe, wenn Sie nur einer besseren Sache dienen. Aber was Sie lehren, kann ich mit dem besten Willen kein Christentum nennen. Das ist das Evangelium nicht, was der Gottessohn der armen, verlorenen Menschheit gebracht hat. Lieber Mann, Sie bieten den Kindern Wasser aus dem Sumpfe des Rationalismus, aber nicht den frischen Lebensquell der heiligen Schrift, wonach einen nimmermehr dürstet. Am liebsten wäre es mir freilich, wenn Sie selbst nach dem rechten und einzigen Grund suchten und den Religionsunterricht selbst erteilten. Aber, wenn Sie das nicht wollen, bitte ich Sie, mir denselben zu überlassen, denn ich glaube, die Eindrücke, die so ein zartes Kinderherz empfängt, bleiben, und es ist nicht gleichgültig, was es zuerst lernt.“

Ich war außer mir, daß ein Mensch sich erühnte, mir auf diese Weise gegenüberzutreten. Aber mein Zorn war so schrecklich, daß ich ihm vor den Schulkindern nicht den Lauf lassen wollte. Ich biß mir auf die Lippen, daß sie bluteten, um nur an mich zu halten, und als wir draußen waren, donnerte ich ihn an: „Herr, es ist eine

Unverschämtheit, mir den Religionsunterricht nehmen zu wollen, den ich jetzt schon an fünfundzwanzig Jahren in großen Ehren erteile. Die ehrwürdigsten Dekane und Inspektoren haben sich an meinen Religionsstunden erbaut und mich mit Lob überschüttet, und Sie nun, ein blutjunger Vikarius, der kaum aus dem Ei gekrochen ist, wollen mir mein Verdammungsurteil sprechen! Ich weiß gar nicht, wo Sie nur die Unmaßung und Frechheit hernehmen, mir jegliches Christentum abzuspochen. Mit demselben Recht erkläre ich das, was Sie für Christentum halten, für unreife Phantasieen und scheinheiliges Pharisäertum. Und nun, Herr, hören Sie: Wagen Sie es nie wieder, die Schulstube zu betreten, oder es wird nicht gut."

Wenn jemand darauf studiert hätte, er hätte mich nicht empfindlicher verletzen und beleidigen können, als es der junge Kreuz that und wahrscheinlich unbewußt. Ja, wenn ich so ein Lump und Leichtfuß gewesen wäre, dem alle Religion gleichgültig ist, der keinen Glauben und keine Hoffnung hat, dann war es anders; aber mir war ja selbst das Christentum eine heilige, wichtige Sache und ich vermeinte keine geringe Stelle darin einzunehmen. Mir war ja der Religionsunterricht Kern und Stern alles Unterrichts, und eine christliche Jugend zu erziehen, war mir Herzenssache. Und nun mir zu sagen: ich hätte kein Christentum, und mir den Religionsunterricht abzunehmen — das war zu stark. Ich verlor alles Gleichgewicht. In die Schulstube rief ich hinein: „Gehet heim, ihr Kinder, es ist heute keine Schule mehr.“ Dann ging ich hinüber zu meinen Frauenzimmern.

Ich war sonst nicht gewohnt, Dienstangelegenheiten in meiner Familie zu besprechen, aber heute mußte ich es. Ich konnte allein nicht die innerliche Wut und den Zorn, der in mir kochte, verwinden. Es hätte mir das Herz abgenagt. Aber als ich mich einmal so recht nach Herzenslust ausgetobt und alles, was in mir gärte, vor diesen ausgesprochen hatte, wurde es mir leichter. Ich ging nur

noch mit gewaltigen Schritten im Zimmer umher; da fiel mir auf einmal ein, daß meine Frau und Tochter noch kein Wort zu der ganzen Geschichte gesprochen hatten. Ich drehte mich nach ihnen um; sie hatten schreckensbleiche Gesichter.

„Nun, Lenchen, sagst du gar nichts zu alledem?“

„Was soll ich dazu sagen? Es thut mir von Herzen leid, daß zwei solche brave Männer so schrecklich auseinander gekommen sind.“

„Brav nennst du diesen Pharisäer, diesen Heuchler? Der ist so brav, daß ich euch beiden von nun an auf das entschiedenste verbiete, ihn zu grüßen, mit ihm zu sprechen oder in seine Kirche zu gehen. „Hört ihr es?“

„Ferdinand,“ sagte meine Frau und legte mir ihre Hand, wie bittend, auf die Schulter, „das ist die rechte Art nicht, sich zu rächen. Wir gehen ja nicht ihm, sondern uns zu lieb in die Kirche, und, um dir die Wahrheit zu gestehen, der Mann hat einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht. Ich meine, durch ihn wäre es mir erst licht geworden in der Seele und er hätte dem, was ich schon längst dunkel gefühlt und geahnt, den rechten Ausdruck gegeben. Er ist durchaus kein Heuchler; ich halte ihn für einen wahren Jünger Jesu.“

Es war mir, als fielen die Decke des Zimmers auf mich. Ich hatte fast keinen Atem vor Wut und Aufregung. Zuletzt schrie ich: „Ha, der Jesuit, der Verführer ist schon in meine Familie gedrungen! Er hat mir das Herz von Frau und Tochter gestohlen.“ Ich glaube, ich hätte ihn mit kaltem Blute gemordet, wenn ich ihn zur Hand gehabt hätte!

So ließ ich meine Frau die ganze Wucht meines Zornes und Hohnes fühlen, daß sie so albern sei, sich von diesem hochmütigen, unwissenden Buben verführen zu lassen, und sagte zuletzt: „Jetzt ist alles aus. Wehe euch, wenn ich irgend welche Verbindung mit ihm entdeckte oder euch in der Kirche sähe! Er hält mein Christentum für

zu gefährlich für die Schulkinder: so kann mir es niemand verdenken, wenn ich mir Frau und Tochter nicht durch sein Christentum unglücklich machen lasse."

Meine Frau erwiderte nichts mehr, sondern fing jetzt bitterlich an zu weinen. Anfangs waren mir diese Thränen eine gewisse Genugthuung. Ich kam mir gewissermaßen wie ein Märtyrer vor, der sich nicht scheut, selbst seiner Frau wehe zu thun, um der rechten und guten Sache willen. Dann aber überfiel mich der Gedanke, sie ist am Ende noch gar nicht gedemüthigt und weint nur, weil sie nicht zu ihm in die Kirche darf. Ich fühlte, wie mir der Zorn wieder glühend heiß zu Kopfe stieg und um nicht am Ende etwas zu thun, was mich später gereuet hätte, nahm ich den Hut, und indem ich ihr in die Ohren raunte: „ich weiß, um wen du weinst,“ lief ich hinaus ins Freie.

Die nächsten Tage waren äußerst verdrießlich. Meine Frau wollte um jeden Preis Frieden. Ich merkte es überall. Meine Lieblingskost stand auf dem Tisch; für meine Bequemlichkeit war noch aufmerksamer gesorgt, wie sonst. Alles, was mir hätte Argerniß bereiten können, war aus dem Wege geräumt. Sie war die dienende Demut und Nachgiebigkeit selber; aber ich blieb hart und streng und wick ihren suchenden Augen überall aus, so sehr sie mich auch mit ihren wehmütigen Blicken verfolgte und so sehr es in meinem Herzen zuckte. Als ich draußen herumliefe, hatte ich mir es zur Gewissenssache gemacht, in dieser Sache Widerstand zu leisten bis aufs Blut, und als ich an meiner Wiese und meinem Berg vorüber kam, schien es, als wenn neue Kraft in meine Seele ströme. Das altbewährte „thue recht und scheue niemand“ sollte wieder mein treuer Leitstern sein in diesen neuen Verwickelungen.

Am Sonntag wäre ich beinahe meinem Vorsatze untreu geworden. Es war mir schon eine große Befriedigung, daß sie gar keinen Versuch machten, in die Morgenkirche

zu kommen, aber als sie auch nicht die Nachmittagskirche besuchten, wurde ich ordentlich gerührt. Sie sahen dabei so gedrückt und verschleucht aus, daß sie mir von Herzen leid thaten. Auf meinem Spaziergange mußte ich noch weiter daran denken, und milde, versöhnliche Gedanken zogen durch meine Brust. Ich wollte hernach beim Nachmittagskaffee einmal wieder ganz der Alte sein, fröhlich und liebreich. In diesen Gedanken eilte ich rascher heim, kam aber dadurch meinen Frauenzimmern unerwartet. Sie versteckten schnell etwas, worin sie gelesen hatten. Ich suchte nach und fand Traktate, die ihnen der neue Vikar gegeben hatte. Indem ich sie verächtlich bloß mit zwei Fingern in die Höhe hielt, fragte ich, ob sie dieselben vor oder nach meinem Verbot erhalten hätten. Meine Tochter wollte lügen, aber meine Frau sagte: „Er hat sie uns heute erst zugeschickt und ich habe es nicht für schicklich gehalten, sie zurückzusenden.“

Ich schlug ein schreckliches Hohngelächter auf und warf sie in das Herdfeuer, wo das Wasser zu dem Nachmittagskaffee kochte. Wie die Papiere aufloderten und verrauchten, so schienen auch alle edleren Gefühle in mir verbrannt und verraucht zu sein. Ich warf noch einen wütigen Blick auf Frau und Tochter und ging dann geraden Weges ins Wirtshaus. Meine Frau rief flehend: „Ferdinand! Ferdinand!“ Aber als sie mich den Weg ins Wirtshaus nehmen sah, schrie sie laut auf. Es war ihr ja schon einmal von dort so namenloses Elend gekommen.

Das Wirtshaus zur Sonne hatte nach des alten Sonnenwirts Tode einer von des Sonnenengels Krausköpfen, „Sonnenengels Karl“, übernommen. Er war ein bildhübscher Junge geworden mit gar leutseligem, gewinnendem Wesen. Wie er sagte, hätte er eigentlich studieren sollen, aber das Studium wollte nicht in seinen Kopf. Er bekam jedesmal Kopfschmerz, wenn er etwas auswendig lernen sollte. Da hatte er sich denn der Bierbrauerei gewidmet,

aber diese aus dem Fundamente in München selbst studiert, und so wurde „die Sonne“ in Sendelbach völlig bayerisch. Da war eine bayerische Brauerei, ein bayerischer Felsenkeller, ein bayerischer Garten nebst Regelpbahn und vor allem das berühmte „Sendelbacher“ bayerische Bier. Wenn jedoch der alte Sonnenwirt mit seiner Schnupftabakdose und seinem bißchen Französisch und der Sonnenengel mit seiner Liebenswürdigkeit schon Leute in Massen herbeizog, so verstand es der Karl noch besser. Die Woche über war er ununterbrochen thätig in seinem Geschäft und seiner Wirtschaft, dagegen war der Montag ganz und gar dem Vergnügen gewidmet. Dann ging aber eine vollständige Umwandlung mit ihm vor. Nach der neuesten Mode gekleidet ritt er auf einem eigens dazu gehaltenen Reitpferde hinüber nach der Kurstadt — zur Mutter, wie er sagte, — zu Tanz und Trinkgelagen, wie die böse Welt behauptete.

Obgleich ich noch nie in der neu eingerichteten Wirtschaft gewesen war, empfing mich Karl an jenem Sonntage mit großer Freundlichkeit. Er führte mich gleich an den Tisch, wo die Ehrengäste zu sitzen pflegten, und bediente mich selber. Ich fand mich bald zurecht in meiner Nachbarschaft. Mir gegenüber saß der Ortschultheiß, der mit seinem breiten Bauch gut und gern die Hälfte der Breite des Tisches einnahm. Zu meiner Rechten hatte ich den oberen Müller, den reichsten Bauer im Dorfe. Er nickte immer mit dem Kopfe, selbst dann, wenn man ihm vorwarf, er hätte zu stark gemoltert. Man hieß ihn darum auch allgemein nur den „Mickhesmüller“. Zu meiner Linken machte sich der Förster breit, ein eitler Patron, der in seiner Jugend eine lateinische Schule durchlaufen hatte und nun stets mit seinen lateinischen Brocken prahlte, die kein Mensch verstand. Von den andern Bauern und Gerichtschöffen, die rings herum saßen, thaten sich hauptsächlich nur noch hervor: der Gemeindevorsteher Bach, der wohl die zerrüttetste Haushaltung im ganzen Dorfe besaß, aber

am meisten räsionierte über den Staats- und Gemeindehaushalt, und mein Nachbar, der Hufschmied Kaiser, ein Mann wie ein Kiese, aber so unruhig und leicht erregbar wie ein Schneider. Du nimmst mir es nicht übel, Schneiderfritz.

Die Unterhaltung war nicht besonders lebhaft. „Ein schöner Tag heute,“ sagte der Schmied. „Meine Gerste könnte noch Regen brauchen,“ meinte der Gemeindevorsteher Bach. „Es wäre auch gut für die Kartoffeln,“ nickte der Nickeszmüller. „Unus pulcher dies hodie,“ hatte währenddem der Förster zusammengebracht.

Als hier wieder das Gespräch stockte, nahm diesmal der Schultheiß das Wort: „Eure Ochsen gut verkauft, Müller?“ „Es geht,“ nickte der Nickeszmüller. „Das Vieh war teuer auf dem Markt,“ meinte der Schmied. Es schien sich ein Gespräch über die Ochsen entwickeln zu wollen. „Suam cuique,“ brummte der Förster.

Ein solches Thema paßte aber durchaus nicht zu meiner jetzigen Stimmung. „Was haltet ihr von unserem neuen Pfarrer?“ rief ich mitten unter die Schwägenden. Es war, als wenn ein Pistolenschuß gefallen wäre, so plötzlich verstummte alles. „Nun, es scheint ein braver Mann zu sein, ein tüchtiger Redner,“ hieß es. „Er ist ein Pietist, ein Mucker, wie unser alter Pfarrer ihn selbst genannt hat. Er hat schon Unheil genug über uns gebracht und wird ganz Sendelbach noch ins Verderben stürzen,“ sagte ich mit fester, klarer Stimme.

Man sperrete allgemein den Mund auf und blickte mich verwundert an. Der Vorsteher Bach kam zuerst zu sich und sagte: „Ich habe gleich zu meiner Frau gesagt, der gleicht ganz einem Jesuiten, der nimmt uns noch unsern Glauben, du wirst noch etwas erleben.“ „Was, unsern Glauben, will er uns nehmen, der Halunke?“ schrie der Schmied, daß es in allen Ecken dröhnte; „jetzt glaube ich, daß er ein Pietist und Mucker ist.“

„Ja, er ist nicht ganz sauber,“ sagte der Schultheiß,

„wir haben auch schon eine Affaire zusammen gehabt. Er hat mich über die Ortspolizei zur Rede gestellt. Um zehn Uhr soll Polizeistunde sein im Wirtshaus, und die Spinnstube will er abschaffen.“

„Das soll er einmal probieren! da sind wir auch noch da!“ riefen mehrere Stimmen.

„Er hat mir gleich nicht gefallen, er ist mir viel zu fromm und scheinheilig,“ nickte der Nickeszmüller.

„Was heißt denn eigentlich Pietist und Mucker, Förster? Ihr versteht ja lateinisch,“ fragte der Vorsteher Bach.

„Ich habe schon die ganze Zeit daran gedoktert,“ erwiderte dieser. „Pietist kommt von pius, pia, pium, und heißt einer, der fromm sein will und nicht kann, und Mucker kommt von mucor der Schimmel, weil er sich wie der Schimmel an die Religion ansetzt und diese verdirbt.“

„Förster, Ihr möget recht haben mit Eurer Erklärung oder nicht,“ sagte ich, „ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß unter Pietist und Mucker ein scheinheiliger Heuchler zu verstehen ist, der die Religion als Deckmantel benutzt, um schlechte Pläne zu verfolgen, und auch das weiß ich, daß unser Pfarrer dieselben hat. Ich habe ihm in die Karte geschaut. Ihr solltet einmal hören, wie er mir in der Schule mitgespielt und Frau und Tochter aufgehezt hat.“

Nun erzählte ich meine Geschichten und setzte alle in eine solche Aufregung, daß der Vorsteher Bach sich fast heiser schrie — der Schmied die Tischplatten fast zusammenhämmerte — der Förster ganz sein Lateinisch vergaß und der Nickeszmüller nicht mehr aus dem Nicken herauskam. Alle schwuren, so lange der Pharisäer im Dorfe sei, dürfe niemand mehr in die Kirche und auch kein Kind sollte seine Religionsstunde besuchen.

Es war spät in der Nacht, als ich heimging oder vielmehr heimtaumelte, denn ich hatte einen völligen Rausch. Das starke Bier, der reichliche Genuß, die ungewöhnliche Aufregung — alles kam zusammen, um mich in diesen verächtlichen Zustand zu versetzen. Eine tolle Lustigkeit

hatte sich meiner bemächtigt. Mein Zorn war ganz und gar verflogen.

Aber Frau und Tochter wollten nichts von meiner trunkenen Laune wissen; sie hatten den Mittag und Abend in Angst und Sorgen zugebracht, und als sie mich so heimkehren sahen, wurden sie noch verzagter. Besonders meiner Frau ging die Sache sehr zu Herzen. Sie hatte mich noch nie betrunken gesehen, und da sie mich nun so hin- und herschwanken sah, daß ich mich am Tische, worauf noch das unberührte Nachessen stand, festhalten mußte, und wie ich mit stieren Augen und lallender Zunge meine traurigen Spässe machte, ergriff sie ein wahres Entsetzen. Sie faltete die Hände und betete laut.

Aber so stark auch meine Trunkenheit war, soviel Geistesanwesenheit besaß ich noch immer, um den Eindruck zu bemerken, den ich auf meine Frauenzimmer ausübte. Es ärgerte mich schon, daß meine geistreichen Witze gar keinen Anklang fanden, aber als meine Frau zu beten anfang, da kam der alte Sähzorn über mich. Ich rannte auf sie zu und stieß ihr mit der Faust wieder die Brust.

„Du verfl Betschwester,“ schrie ich, dann packte ich beide am Arm und stieß sie mit dem Rufe zur Thüre hinaus: „Geht zu eurem Pfaffen!“

Hier schwieg der Greis einige Augenblicke; ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust und helle Thränen standen in seinen Augen. Als er diese abgewischt hatte, fuhr er wieder fort:

„Meine Frau benahm sich in dieser ganzen Zeit vortrefflich. Kein hartes Wort kam über ihre Lippen, aber auch keine Thränen konnte ich mehr wahrnehmen, kein saures Gesicht oder beleidigtes Benehmen. Sie zeigte fortwährend eine ernste Milde und unerschütterliche Sanftmut. Es war das fast übermenschlich bei den verschiedenen Auftritten, die es absekte, zumal da ich sie oft geradezu zur Gegenwehr herausforderte, denn ich wollte jemanden haben, an dem ich mich reiben und über den ich alles, was in mir

mühlte, ausschütten konnte. Freilich hat sie auch die Kraft dazu auf den Knien in heißen Gebeten dem Himmel abgerungen, und morgens fand meine Tochter immer ihr Kopfkissen naß von den Thränen, die sie nachts geweint hatte.

Wie wunderbar fügsam war sie, als sie auf mein bloßes Wort hin ohne Widerrede das Haus ihrer Väter verließ, denn Großvater und Vater waren Schullehrer in Sendelbach gewesen.

Das Herz ist mehr, als man oft meint, mit den Räumlichkeiten zusammengewachsen, und bei meiner Frau hatte jede Stube, jedes Eckchen, jedes Fenster, jeder Stein, jeder Baum seine besondere Bedeutung und Geschichte. Hier waren die Spielplätze ihrer Kindheit, hier hatte sie als Jungfrau geträumt und geweint, hier war sie glückliche Braut, glückliche Gattin, glückliche Mutter gewesen. Ich weiß, was es für sie zu bedeuten hatte. Ich bin im Zorn und freiwillig geschieden, aber es ist mir kaum etwas so schwer gefallen, als der Abschied von dem lieben weißen Schulhaus zu Sendelbach.

Doch ich greife meiner Erzählung vor. Ich habe noch etliches nachzuholen.

Am andern Morgen nach jenem unglückseligen Abend war mir es gar wüste im Kopfe. Nur unklare, dunkle Bilder hatte ich von dem vergangenen Tage; dabei verspürte ich jedoch einen entsetzlichen Druck auf dem Herzen, als hätte ich etwas begangen, was mir furchtbar leid sein mußte. Ich sann hin und her und fand es nicht. Endlich lichtete sich ein wenig der finstere Wolkenschleier und es fiel mir die Mißhandlung meiner Frau brennend heiß auf die Seele. Zugleich erinnerte ich mich jedoch auch ihres Betens. „Sie braucht nicht für mich zu beten. Wer ist noch nicht ein wenig betrunken gewesen? Jeder mag für sich selber beten,“ sagte ich. Aber wenn auch so mein Mund redete, mein Herz mußte anders denken, denn dunkle Schamröte bedeckte mein Gesicht. Wenn sie in diesem Augenblicke zur Thüre hereingekommen wäre, ich hätte ihr

alles abgeben. Wir hätten uns vielleicht wiedergefunden. Ich glaubte auch jemand kommen zu hören. Es war indessen der Briefbote, der ein Schreiben von der Schulinspektion abgab.

Dieser Brief vernichtete wieder alle guten Vorsätze und wurde überhaupt für meine Zukunft verhängnisvoll. Er betraf nämlich mein unverantwortliches Verhalten meinem derzeitigen Schulvorstande, dem Pfarrvikar Kreuz gegenüber.

Es war darin ein heftiger Tadel ausgesprochen. „Man wolle,“ hieß es dann, „diesmal von weiteren Strafen absehen in Betracht meines bisherigen Wohlverhaltens. Uebrigens hätte ich mich in die Anordnungen des Geistlichen zu fügen, und da er darauf bestünde, den Religionsunterricht zu erteilen, so hätte ich nichts anderes zu thun, als ihm denselben zu überlassen.“

Ich sprang von meinem Sorgstuhle, auf dem ich mich niedergelassen, um in aller Gemütsruhe das Schreiben zu lesen, empor, als hätte mich eine Natter gebissen. In demselben Augenblicke kam meine Frau mit dem Kaffee zur Thüre herein. Ich warf ihr den Brief vor die Füße. „Da lies, da hast du deinen lieben Kreuz.“

Ist es auch christlich, einen bei seiner Oberbehörde anzuschwärzen? Nun, die längste Zeit bist du Frau Schullehrer gewesen! Gott sei Dank, daß ich zu leben habe, daß ich nach all dem Pfaffengeschmeiß nichts zu fragen brauche!“

Ich war immer von kurzem Entschluß und raschem Handeln. So meldete ich noch an demselben Tage ohne viel Ueberlegens und Besinnens der Schulinspektion meinen Austritt aus dem Schuldienste. Unter diesen Umständen erlaube es meine Ehre nicht, länger Lehrer zu sein und ich hoffe noch, ehe der neue Lehrer einziehe, die Schulwohnung ihm zur Disposition stellen zu können. Ich dachte dabei an das, was mir der Gemeindevorsteher Bach vor etlichen Tagen gesagt hatte, als er wegen seiner Vermögensverhältnisse Rat und Hilfe bei mir suchte: „Wenn ich einen

annehmbaren Käufer für mein Haus und für meine Hofraite fände, wäre ich in acht Tagen schon unterwegs nach Amerika.“

Damals hätte ich nicht geträumt, daß ich der „annehmbare Käufer“ sein würde. Aber wie sich manches wunderbar fügt in der Welt. Jetzt wäre ich froh gewesen, wenn es dem Bach Ernst galt und ich sein neues Haus mit der prachtvollen Hofraite kaufen konnte. Einen Augenblick freilich war es mir, als müsse ich fort, weit fort von hier, als könnte ich erst in der Ferne das verlorne Glück wieder finden. Doch sollte ich dem kleinen Vikar aus dem Wege gehen, ihm zulieb meinen Bienenstand, meinen Obstberg, meine Wiesen und Aecker im Stiche lassen? O, nein! Jetzt gerade dableiben, ihm zum Aerger und Anstoß.

Es gab bald einmal eine Gelegenheit, bei dem Bach anzufragen, und da derselbe sich nicht ungünstig äußerte, wurde noch etwas hin und her verhandelt, und in acht Tagen konnte ich meiner Frau sagen: „Des Vorsteher Bachs Haus ist unser Eigentum. In drei Wochen ziehen wir über. Du wirst danach deine Einrichtungen treffen.“

Ich habe euch ja schon von der stillen Demut gesagt, mit der sie gehorchte.

Aber so gefügig sie in allen Stücken war, so fest bestand sie auf dem Kirchengehen. Sie benahm sich zwar sehr klug und war, wahrscheinlich um meinen ersten Groll verrauchen zu lassen, nach meinem Verbot sechs Wochen aus der Kirche geblieben. Dann kam sie. Dabei hatte sie jedoch meinen eingewurzelten Haß und Widerwillen und den neuen Aerger durch den Auszug ganz vergessen, denn das Aufgeben der Schule und das Räumen des Schulhauses hatte mich ganz gewiß nicht unberührt gelassen. Aber sie kam eines Sonntagmorgens im höchsten Feiertagsstaat und sagte so freundlich und liebevoll, wie sie vermochte: „Du lässest uns wieder zur Kirche gehen, Ferdinand?“

„Nein,“ antwortete ich mit eisiger Kälte.

„Sollen wir denn nie mehr Gottes Wort hören, nie mehr das heilige Abendmahl genießen?“

„Nein,“ hier nicht, so lange dieser heimtückische Pfaffe am Ruder ist.“

„Du weißt aber, daß alles ringsum katholisch ist und daß wir zur nächsten evangelischen Kirche zwei Stunden hätten. Willst du uns denn dorthin gehen oder fahren lassen?“

„Nein, da ist gerade so ein Mucker, wie hier.“

„Nun so sage ich dir in Gottes Namen, Ferdinand, daß ich gegen deinen Willen handeln muß. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“

Dabei stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen und schluchzend warf sie sich an meinen Hals: „Ich kann's ja gar nicht vergessen, wie wir so glücklich waren! Was ist es denn nur einmal, was so plötzlich und so schrecklich zwischen uns getreten ist? Kann es denn gar nicht überwunden werden?“

„Nein, Lenchen,“ sagte ich und machte ihre Arme von meinem Halse los.

„Du hast einfach zu wählen zwischen mir und deinem lieben Kreuz.“

Sie stand wie vernichtet, ward leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe. Es war ein fürchterlicher Kampf, den sie kämpfte. Da läuteten die Glocken. Mit diesen Tönen kam wieder Leben und Bewegung in sie. Sie schien sich entschieden zu haben. „Hörst du die Glocken läuten? Thue, was du doch nicht lassen kannst! Gehe nur zu ihm!“ sagte ich so höhnisch wie ich nur konnte.

Sie warf mir noch einen Blick zu und ging wirklich.

Den Blick werde ich mein Lebenlang nicht vergessen. So blickt etwa das Opfer den Mörder an, der ihm auf der Brust kniet und ihm den Dolch in das Herz stößt. Aber damals kannte ich kein Erbarmen, sondern fühlte eher eine Art triumphierender Freude. So mußte auch

unser Verhältnis immer kälter und kälter werden. Es wollte auch keine gute Stunde mehr kommen, wo wir uns allenfalls hätten wiederfinden können. Ich sah sie immer mehr verbleichen und verwelken, und wenn allenfalls etliche Gewissensbisse mich heunruhigen wollten, hob sich stolz meine Brust. „Ich thue recht und scheue niemand.“

Der Vikar Kreuz bekam indessen meinen Zorn noch ärger zu empfinden.

Als ich so plötzlich meinem Schuldienst entsagte, schickte er mir mehrere Briefe. Ich sandte sie ihm ungeöffnet wieder zurück. Er ließ mich um eine Unterredung bitten. Ich verweigerte sie ihm. Da kam er endlich selbst. Doch ehe er noch den Mund aufthat, sagte ich: „Adieu, Herr Pfarrer, wenn Sie mich verbinden wollen, betreten Sie nie wieder meine Schwelle.“

Es ging damals ein politischer Wind durch alle Kreise, als Vorbote der Märzstürme im Jahre 1848. Nach Sendelbach wäre er vorderhand noch nicht gekommen, wenn ich nicht gewesen wäre. Aber da ich nichts zu thun hatte — denn für meinen Ackerbau hielt ich mir Leute — war ich ein täglicher Stammgast „in der Sonne“ und ein heftiger Zeitungsfresser geworden, und da hörte und las ich so manches, daß ich bald das Windmachen so gut verstand, wie der beste politische Blasebalg. Wo nur ein Köhlchen unter der Asche glimmte — ich brachte es zum Glühen, und wo nur der geringste Zündstoff vorhanden war — ich brachte ihn zur Flamme. Ich fing an, mich zu einem Volksmanne und großen Volksredner auszubilden, natürlich bis jetzt nur hinter den Wirtstischen „der Sonne“. Auch meine politische Thätigkeit hatte nur einen sehr beschränkten Kreis.

Sie galt zunächst nur unserem Pfarrer. „Der Kreuz sollte nun selbst gekreuzigt werden, nachdem er soviel Kreuz über unser Dorf und besonders über meine Familie gebracht hatte“ — beliebte ich mich damals auszudrücken. —

Der junge, unerfahrene Mann hatte aber im Eifer

für die gute Sache seinen Gegnern recht tüchtig in die Hände gearbeitet. So hatte er sich den Schultheißern zum unverföhllichen Feind gemacht. Es war derselbe ein treuer, guter Mann, der keinem Kinde weh' thun konnte, aber in seinem Dienste war er außerordentlich empfindlich. Wer ihn leise und zart anzufassen verstand, der konnte alles mit ihm machen; wer jedoch ihm direkt widersprach oder ihm gar Fehler nachwies, dem trug er es jahrelang nach. Um die Polizei hatte er sich nie bekümmert. Wer Lust zu Gesang hatte, der durfte seinen Gefühlen Luft machen, so laut und unmelodisch er wollte, und wenn die Jugend Streit bekam beim Kartenspiel oder wegen eines Mädchens, so mochten sie sich prügeln, bis sie der Sache selbst müde wurden. Erstens erleichterten sie dadurch ihren Eltern wesentlich ihre Pflichten, indem sie sich die verdienten Schläge selber gaben, und zweitens war ein Sendelbacher Schädel so dick, daß er schon einen gehörigen Puff vertragen konnte.

Hierbei wäre es die größte Ungerechtigkeit gewesen, wenn man der Geselligkeit oder den Durstigen eine Schranke hätte setzen wollen. Das geschah schon deshalb nicht, weil der Durst des Schultheißern nur selten vor Mitternacht gehörig gelöscht war und er auch nicht seinen Schoppen gern allein trank.

Diese freisinnige Anschauung der Dinge wollte aber dem strengen Herrn Vikarius durchaus nicht behagen, zumal da die Straßenkämpfe eine großartige Ausdehnung gewannen und das Sendelbacher Bier auf die musikalische Begeisterung merkwürdig günstig einzuwirken schien. Er war aus diesem Grunde dem Schultheißern mehrmals so stark zuleibe gegangen, daß demselben ordentlich warm geworden war; aber geändert wurde darum doch nichts. Der Schultheißer meinte nun: „Es ist ein unleidlicher Krakenfehler, und was in meinen Kräften steht, um ihm einen Schabernack zu spielen oder ihn aus dem Dorfe wegzubringen — das thue ich.“ —

Außer dieser einflußreichen Persönlichkeit hatte der

Wirkar es auch noch mit der ganzen Jugend Sendelbachs verdorben, indem er auf das grimmigste gegen die Spinnstuben zu Felde zog durch Wort und That. Er hatte vollkommen recht, denn dieselben sind lange nicht so unschuldig und idyllisch, wie man gemeinhin glaubt. Es sind wahre Brutnester des Aberglaubens und sittlicher Verderbnis. Aber er hätte bedenken sollen, daß man solche hundertjährige Sitte nicht mit einem Schlage vertilgen kann. Die Haft, mit der er die Sache betrieb, und die Art und Weise — er legte abends mit einer Laterne bewaffnet und vom Kirchenvorstande begleitet die verschiedenen Stuben aus — machte ihn einesteils lächerlich, setzte aber auch andernteils viel böses Blut.

Neben diesen hatte er auch noch manchen übel berührt durch seine sehr bezüglichen Predigten, seine äußerst strengen Leichenreden, überhaupt durch sein ernstes, frommes Wesen. Auch war meine Affaire mit ihm nicht ohne bedenkliches Kopfschütteln der Ortsbewohner vorübergegangen, und die Sympathie war keineswegs auf seiten des Wirkars. Ich glaube, es gab kein Haus in Sendelbach, wo er nicht wenigstens einen Widersacher gehabt hätte. Nur der Respekt vor dem geistlichen Amt und das entschieden kirchliche Wesen der Gemeinde hielt die äußere Ordnung einigermaßen im stande.

Es konnte kaum für die Absichten, welche ich hegte, einen besser zubereiteten Boden geben. Ich hätte wahrhaftig nicht viel zu hezen und zu wühlen brauchen, aber selbst daran ließ ich es nicht fehlen. Jeden Abend war Vortrag „in der Sonne“ über das Leben und die Amtsführung des Wirkars, wobei ich regelmäßig zu dem Resultate kam, daß es gewissenlos für Eltern sei, die Kinder zu ihm in die Religionsstunde zu schicken, aber noch viel gewissenloser, seinen Gottesdienst zu besuchen. Ich ging indessen bei meinen Schmähungen durchaus nicht gewissenhaft mit der Wahrheit um, sondern meine Darstellungen waren voll Uebertreibungen und Mißdeutungen, und ich

ließ es geradezu geschehen, daß meine Anhänger im Dorfe aussprenkten, er wolle Sendelbach katholisch machen. Der Zweck, meinte ich, entschuldigt alles.

Da seht ihr die heillose Selbstverblendung! Während ich den Jesuitismus bekriegte, machte ich mir ihren verderblichsten Grundsatz zu eigen: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ —

Das Märchen „vom Katholischmachen,“ so sinnlos und albern es war, oder gerade weil es so sinnlos und albern war, wurde am meisten geglaubt und entzündete furchtbar die Gemüther. Jeder hatte seinen besonderen Beweisgrund dafür. Der „Sanpeter“ fand sogar seine ganze Natur und sein Gesicht katholisch; er hätte ihm schon lange nicht getraut, sagte er. Am meisten schien aber das verdächtig, daß er einige liturgische Gesänge einführte und schon mehrmals beim Beten gekniet hatte.

Der geheime Verdacht und die Entrüstung, die man gegen ihn hatte, zeigte sich aber bald öffentlich. Niemand grüßte ihn mehr, wenn er über die Straße ging, und der Kirchenbesuch nahm rasend schnell ab. Zuletzt hatte er keine Zuhörer mehr, als meine beiden Frauenzimmer, den Küster, den Lehrer und die alte, taube Backessophie, die nicht gern ihr bißchen Kirchenschlaf aufgab.

Damit war ich aber noch nicht zufrieden. Um ihm so recht im tiefsten Herzen wehe zu thun und ihn vor aller Welt lächerlich zu machen, erfand ich noch etwas Neues. Wenn nämlich Sonntag morgens die Glocken in die Kirche läuteten, kam alles im Sonntagsstaat den Kirchenweg daher. Sie gingen aber nicht in die Kirche, sondern stellten sich in langen Reihen auf, so daß der Pfarrer mitten durch sie gehen mußte, während man ihn höhnte und auslachte.

Es war ein harter Gang für den jungen Mann. Aber er ging fest und sicher, wenn auch bleichen Angesichtes und mit niedergeschlagenen Augen, und keinen Sonntag hat er ausgesetzt. Wenn wir jedoch unsere Heldenthat gethan hatten, zogen wir, die Männer und die Buben in

hellen Haufen ins Wirtshaus. Etliche aber blieben auf dem Kirchhofe und hörten zu, was es in der Kirche gäbe. Während sie indessen zuhörten, ist ihnen unvermerkt ein Stachel ins Herz gedrungen und sind diese heimlichen Forscher hernachmals ein Sauerteig für die ganze Gemeinde geworden.

Um des Vikars willen hatte auch der junge Lehrer zu leiden. Man dachte durch den einen den andern zu kränken, weil sie ein Herz und eine Seele waren, und weil man sich nicht gerne thätlich am Geistlichen vergriff, mußte er herhalten, wie weiland die Prügeljungen an den Fürstenhöfen, die die Schläge bekamen, welche die Herrn Prinzen verdient hatten.

Es war noch ein blutjunger Mensch, ein sogenannter provisorischer Lehrvikar, den man auf Antrag des Pfarrers Kreuz hergesetzt hatte, weil man immer noch glaubte, ich würde meine Austrittserklärung zurücknehmen. Ich hatte ihn anfangs zu uns herüberzuziehen versucht; es war mir aber gänzlich mißlungen. Der junge Mann besaß viel Festigkeit und hatte dieselbe Richtung, wie der Pfarrer.

Er wäre für meine Rache viel zu unbedeutend gewesen, wenn er sich nicht durch eine besondere Anmaßung mir bemerklich gemacht hätte. Er wagte nämlich seine Augen zu meiner Tochter zu erheben. Ohne daß ich das Geringste ahnte, hatte er schon lange ein heimliches Liebesverhältnis mit ihr.

Da höre ich eines Sonntagnachmittags unter meinem Fenster im Garten ein leises Geflüster. „Gehe nicht hin,“ sagte meine Tochter zu dem jungen Lehrer, „du kennst meinen Vater nicht. Eher könntest du den Sendelbach dort die steile Anhöhe hinaufleiten, als daß du seinen Sinn brechen könntest.“

„Ich bin aber,“ sagte dieser, „des langen Hangens und Bangens müde, und dann hat deine Mutter, der ich mich gestern offenbarte, ganz entschieden erklärt: sie würde das Verhältnis, das sie sonst recht gern sähe, nicht ohne

das Vorwissen deines Vaters dulden. Elisabeth, ich gehe in Gottes Namen!"

"So gehe in Gottes Namen; ich will hier bleiben und beten."

Mein Entschluß war gefaßt. Aber ich ließ ihn hereinkommen, denn ich war wirklich neugierig, wie er seine Sache anfangen würde. Auch wollte ich ihn erst noch einmal seine Underschämtheit gehörig büßen lassen, ehe ich ihn fortjagte.

So kam er denn herein und brachte zitternd und errotend hervor, daß sein Lebensglück davon abhängen würde, daß ich ihm meine Tochter zur Frau gäbe. Er hätte gehört, daß ich bei meiner Verheiratung bloß dem Zuge meines Herzens gefolgt sei, und so dürfe er hoffen, daß ich auf die gegenseitige Neigung ein großes Gewicht lege.

"Lassen wir das, mein Freund," unterbrach ich ihn, und indem ich ihn von oben bis unten ansah, sagte ich: "Also Sie wollen meine Tochter heiraten?"

"Ja, wenn Sie Ihre Einwilligung dazu geben."

"Aber Sie haben ja noch keinen Bart?"

"Ich bin bereits einundzwanzig Jahre alt."

"In der That, schon einundzwanzig Jahre — dann ist es wirklich Zeit, daß Sie an Ihre Verheiratung denken. Aber sagen Sie mir einmal offen: von was wollen Sie sie denn ernähren?"

"Nun, von meiner Besoldung." "Von Ihrer Besoldung? Wirklich? Von 120 Gulden, die Sie als provisorischer Lehrvikar in Sendelbach beziehen? Sie müssen ein Hegenmeister sein! Warum sagen Sie nicht lieber gleich die Wahrheit? Von dem Gelde Ihres Schwiegervaters. Und schämen Sie sich nicht, Ihr Brot Ihrer Frau verdanken zu wollen? Nur bei Leuten von Ihrer Richtung trifft man solche Gesinnung. Und schämen Sie sich nicht, in Ihrer armseligen Stellung ein so schönes und reiches Mädchen beanspruchen zu wollen? Die 20 000—30 000 Gulden, von denen Sie gehört, haben eine solche Eier in

Ihnen erregt, daß Sie Jugend, Armut, überhaupt alle Rücksichten vergessen und wie blind auf Ihre Beute zu-
rennen. Was wäre es etwas Herrliches gewesen, wenn
der Vater sich eben so leicht hätte bethören lassen, wie
die Tochter; dann hätte es geheißen: der Herr hat meine
Augen auf sie gelenkt! Der Herr hat sie mir zugeführt!

Bei Euch Leuten führt man immer „den Herrn“ im
Munde und sucht auf alle Weise sich Mammon zu er-
jagen. Pfui, schämen Sie sich, Sie trauriger Glücksjäger,
und wagen Sie nie mehr die Augen zu meiner Elisabeth
zu erheben.“ —

Der Lehrvikar, der äußerlich ein prächtiger Mensch
war, und wie ich später hörte, auch ein Mann von ge-
diegenem Wissen und ausgezeichneten Charaktereigenschaften,
war anfangs über diese unverdienten Kränkungen gewaltig
aufgebraust und stand vor mir mit blitzenden Augen und
geballten Fäusten, als wollte er mich zusammenschlagen.
Dann aber, als schäme er sich seiner Zornesaufwallung,
ward er rot wie ein Mädchen, und da er wohl bedachte,
er könne mir gegen alles dieses nichts entgegenhalten, als
die Versicherung seiner treuen, reinen Liebe, war er in
furchtbarem Schmerz in sich zusammengezuckt und große
Thränen rannen über seine Wangen.

„Der kommt nicht wieder,“ höhnte ich, als er wie
ein gebrochener, verzweifelter Mensch fortrannte.

Hätte ich sie ihm gegeben, vielleicht hätte ich sie noch
und der arme Junge wäre nicht so früh ins Grab ge-
funken. Ach, es ist etwas Entsetzliches um die Verblen-
dung des Hochmuts, Nachbarn und Freunde.

Merkst du jetzt bald das Gefährliche vom „Thue
recht und scheue niemand,“ Schneiderfriz?

Ich hatte ganz andere Pläne mit meiner Tochter:
Der junge Karl hatte sich einmal in dieser Richtung hin
geäußert, wahrscheinlich, um mir auf den Zahn zu fühlen,
und war in letzter Zeit mehrfach wieder darauf zurück-
gekommen. Mir schien es eine durchaus passende Partie

zu sein. Er war jung, schön, reich, soweit brav, als man hörte, er verstand sein Geschäft und war ein tüchtiger Oekonom, und nach meiner damaligen Ansicht war ein tüchtiger Oekonom der beste Stand in der Welt. Frei und unabhängig, verdiente er sein Brot durch eigene Arbeit. Bei dem Karl war noch etwas anderes. Ich fühlte immer noch eine gewisse Verschuldung, als wäre noch etwas gut zu machen, und ich dachte mir es gar zu schön, daß sich bei den Kindern erfülle, was bei den Eltern nicht zustande gekommen wäre. Ich hätte darum auch gern gesehen, daß alles in Ordnung gewesen, ehe noch anderes dazwischen gekommen wäre. Zu diesem Zweck erzählte ich Karl die Freierei des Schullehrers und hatte nun auch wirklich das Vergnügen, daß er mit einem ernstlichen Antrag herausrückte. Das Lästigste an der ganzen Geschichte war mir das, wie ich Frau und Tochter mit meinem Entschlusse bekannt machen sollte. Ich mußte an einen entschiedenen Kampf denken. Ich hatte mir zwar ernstlich vorgenommen, nicht im geringsten nachzugeben, aber ich konnte mich einer geheimen Angst nicht erwehren, denn meine Liebe war noch nicht ganz erstorben. Und wenn ich auch meiner Sache gewiß war, daß Elisabeth mit einem pietistischen Schullehrer nicht glücklich werden konnte — war es recht, sie nun schon, da ihr Herz vielleicht noch an der ersten Wunde blutete, zu einer vielleicht verhaßten Heirat zu zwingen? Und hatte ich nicht selbst, nachdem ich schon Karl meine Einwilligung gegeben hatte, manchmal leise Zweifel, ob er gerade ein sicherer Bürge für das Glück meiner Tochter sein könne? Aber lieber hätte ich Weib und Kind vor meinen Augen können sterben sehen, als daß eine Sache, die ich eingefädelt hatte, durch meine Frauensleute sollte rückgängig gemacht werden. Je mehr mir darum mein Herz schlug, desto barscher machte ich ihnen über die Freierei Karls und meine Einwilligung Mitteilung.

Meine Frau sah mich mit großen Augen an. Es lag in ihnen eine Entrüstung und ein heiliger Zorn, der mich

bis ins Innerste erbeben machte. Ich wurde rot und schlug die Augen nieder wie ein Schulbube, der über einer Lüge ertappt wird. Und als ich nun meine Tochter bleich werden und hin- und herschwanken sah, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte, wäre ich beinahe weich geworden. Aber da war auch schon wieder die falsche Scham da, und ich unterdrückte jedes edlere Gefühl mit Gewalt. Wie jedoch nun gar meine Frau noch zu jammern anfing: „O Gott, ist es denn mit meinem Opfer nicht genug, muß auch unser Kind, unser liebes, liebes Kind auf die Schlachtbank“ — da war alle Herzenswärme wieder fort und ich konnte mit eisiger Kälte sagen:

„In einem Vierteljahr ist Hochzeit unabänderlich. Ihr möget darnach eure Einrichtungen treffen.“

Zu meiner Verwunderung gab es weiter keinen Widerstand mehr. Als der Bräutigam seine Besuche machte, wurde er freundlich und zuvorkommend aufgenommen; und wenn auch unsere Elisabeth keine besonders glückliche und liebevolle Braut war, so war sie doch auch nicht abstoßend und unfreundlich. Wie ich später erfuhr, hatte mir der Pfarrer durch seinen Zuspruch geholfen. Ich hatte mir das Rätsel anders gelöst. Ich dachte, die Schönheit und Liebenswürdigkeit Karls und das große Geschäft hätte meine Tochter zum Einsehen gebracht. Ich hatte damals indessen auch nicht viel Zeit dem nachzuforschen und nachzudenken, denn die Märztage vom Jahre achtundvierzig kamen herbei. Wenn ich noch daran denke, wie ich damals auf den Bierfässern stand und was ich für albernes, hirnverbranntes Zeug schwatzte, wie ich Gott und die Obrigkeit lästerte — da meine ich, ich müßte geradezu wahnsinnig gewesen sein. Ich hatte eine Unmasse politischer Blätter gelesen, ich hatte die freigeistigen Zeitschriften aller Art verschlungen und war in eine trostlose Zerfahrenheit hineingeraten. Das Wenige von Glauben und Religion, das ich allenfalls noch „mein“ nennen konnte, hatten sie mir genommen und statt dessen unverdaute Phrasen und leichtes Geschwätz ge-

geben. Ich wußte selbst nicht, was ich wollte; ich räsonnierte und schimpfte nur über alles, was noch bestand, und trank immerfort. Was freilich in der hohen See der Hauptstädte ein starker Sturm war, war bei uns nur ein Stürmchen, aber wir hatten auch in Sendelbach unsere Revolution so gut, wie in Dresden und Berlin; nur verlief sie etwas ruhiger, weil man keinen energischen Widerstand fand.

Der Schultheiß ließ es ruhig geschehen, daß man ihn in der Gemeindeversammlung absetzte und den Altenschränk zu mir schleppte. Der Förster hatte nichts dagegen, daß man die Hasen und Rehe wegshoß und die schönsten Stämme aus dem Walde holte. Er trieb während dessen Lateinisch. Bei der Amme und dem Nachtwächter verursachte es nur einige Thränen und Flüche, daß ihr Lohn verkürzt wurde. Alles Uebrige beschränkte sich auf handgroße Kokarden und martialische Bärte.

Mich, als den Rädelsführer, wählte man zum Präsidenten des Sicherheitskomitees und späterhin fast einstimmig zum Bürgermeister.

Eines Abends hatte ich eine der revolutionären Zeitungen vorgelesen und war an eine Stelle gekommen, wo eine Gemeinde ihren Geistlichen fortgejagt, sich aus dem Kirchverband herausgethan und sich als Freigemeinde erklärt hatte, und diese Gemeinde wurde als Muster der Aufklärung und des Fortschrittes hingestellt. Diese Stelle brachte mich in Feuer und Flammen. War jetzt nicht die Stunde gekommen, um mich an meinem Gegner, dem Vikar Kreuz, gründlich zu rächen und ihn auf immer zu entfernen?

Ich stieg auf ein Bierfäßchen und rief: „Sendelbacher!“

Mein Nachbar, der Hufschmied, einer meiner getreuesten Anhänger und zugleich mit dem bedeutendsten Bart im Dorfe ausgestattet, machte Platz um mich mit seinen riesigen Armen und rief: „Silentium! Der Herr Präsident will ein Redd thun.“

„Sendelbacher,“ rief ich nochmals, „ihr seid bisher auf dem Wege des Fortschritts und der Aufklärung Städten und Dörfern vorausgegangen und dadurch ein hellstrahlendes Licht für die Umgegend geworden. Man fängt an, auf euch aufmerksam zu werden. Alle sehen auf euch — alle nehmen euch zum Vorbild, dem sie nachfolgen. Wollet ihr nun anfangen, stille zu stehen? Wollet ihr das Licht unter den Scheffel stellen? Vorwärts — sage ich, auf dem angefangenen Wege! Freiheit! Gleichheit! ist die Losung des Tages. Aber wollen wir bloß den Druck brechen, den der Staat uns auferlegt — wollen wir bloß politische Freiheit erringen, um desto traurigere Sklaven der Kirche zu sein? Die Pfaffen sind es, die uns knechten — sie sind schuld an unserem ganzen Unglück — sie sind von jeher Feinde des Lichts und der Aufklärung gewesen — sie stiften Feindschaft und Unfrieden in den Familien — Spaltungen in der Gemeinde. Fort mit den Pfaffen! Und Mitbürger, wir haben einen von der schlimmsten Sorte — darum fort, fort mit ihm!“

„Fort, fort mit ihm!“ hieß es im ganzen Chor. „Freiheit! Gleichheit!“ brüllte die besoffene Rotte. Und der Schmied stieg aufs Fäßchen und schrie: „Aber gleich fort mit ihm! Ein anderer rief nach Laternen, — ein anderer: „Bewaffnet euch mit Stangen, Mistgabeln, Sensen und was ihr findet — der Schullehrer Klingelhöfer soll unser Anführer sein!“

Wenn ich später an diesen nächtlichen Zug dachte, dann mußte ich an Judas Ischarioth denken, der auch so einer nächtlichen Schar mit Spießen und Stangen vorausging. Damals aber handelte ich nach bester Ueberzeugung und nach meinem Lebensworte: „Thue recht und scheue niemand!“

Als wir in den Pfarrhof kamen, ging der Tumult erst wieder von neuem los.

„Pfaff heraus!“ — „Kreuz heraus!“ — „Setz wirst du gekreuzigt! Dein letztes Stündlein hat geschlagen!“

Die Hausthüre war verschlossen, denn es war nicht mehr weit von Mitternacht. Es donnerten schon Balken dagegen, um sie aufzubrechen, da wurde von einer zitternden Magd geöffnet. Ich sagte ihr rasch: sie solle zu dem alten Herrn eilen und ihn beruhigen, — es gelte nicht ihm, sondern dem Vikarius. Der Vikar wohnte im zweiten Stock. Und nun ging's die Treppe hinauf — der ganze, wüste Haufen unter furchtbarem Lärmen und Geschrei.

Oben auf der Treppe stand der Mann, den wir suchten, nur notdürftig gekleidet in Schlafrock und Pantoffeln und leuchtete herab auf den grauenhaften Haufen.

„Was wollt ihr, Leute?“ rief er und schien noch mehr sagen zu wollen, aber als er mich erblickte, verstummte er. „Dich wollen wir,“ schrie ich und packte ihn an der Brust. „Dir heimgeben all' das Unheil, das du über unsere Gemeinde gebracht hast, und all die Giftsaat, mit der du meinem Hause Frieden und Eintracht geraubt hast. Fort mit dir, Bube, falscher Prophet!“

In demselben Augenblick schlug einer mit der Stange auf sein unbedecktes Haupt, daß ein Blutstrom ihm über das Gesicht lief. Er stieß einen Sammerlaut aus und schien zusammenbrechen zu wollen, ermannte sich aber sofort wieder. Aber nun wurde er gepackt, und fort ging's mit ihm die Treppe hinunter in den Hof und so weiter fort durchs Dorf. Es hatte sich, durch den Tumult aufgeregert, das ganze Dorf angeschlossen. Dann ging es durchs Feld, bis dahin, wo die Sendelbacher Gemarkung aufhörte; da wurde er unter Schlägen, Flüchen und Schimpfreden hinausgestoßen in die kalte, stürmische Märznacht hinein; wir aber kehrten triumphierend und singend heim, als hätten wir die größte Heldenthat vollführt, und das Trinken und Lärmen ging fort bis zum hellen Morgen.

Ich weiß gar nicht, wie es kam, daß ich nun meinte, es müsse jetzt alles wieder gut werden in unserer Familie, da endlich der Stein des Anstoßes entfernt sei, und gar nicht bedachte, daß wir alle ganz andere geworden und

in unserer Gesinnung himmelweit voneinander stünden. Aber daß es nun doch nicht gut wurde und daß bei meinen Frauenzimmern nur immer traurige Gesichter zu finden waren und sogar eine Scheu und Abneigung gegen mich fühlbar wurde, erbitterte mich immer mehr gegen sie.

Ich kam fast nicht mehr aus dem Wirtshaus heraus, als um zu schlafen. Ich betrieb nun mit allem Ernste die Hochzeit. Als Bürgermeister hatte ich die amtliche Befähigung erhalten.

In dieser Eigenschaft zeigte ich dem Amte an, daß wir, im höchsten Grade mit dem jungen Kreuz unzufrieden, denselben verjagt hätten und uns hiermit als Freigemeinde erklärten. Ich trat mit einem freigemeindlichen Prediger in Unterhandlung. Am Hochzeitstage meiner Tochter wollte er in Sendelbach predigen und die Trauung vollziehen. Später dachte ich selbst daran, das Predigtamt zu übernehmen.

Es war ein wunderschöner Maimorgen an dem Sonntag, wo meine Tochter kopuliert werden sollte. So ein Tag, von Gott geschickt, um recht viel Wonne und Freude in das gequälte Menschenherz zu gießen!

Die Hähne kräheten so lustig, die Hühner gackerten um die Wette und die Sonne kam so fröhlich hinter dem Berge hervor, — da litt es mich nicht mehr in der Stube. Draußen aber ging erst recht das Herz auf bei dem Lerchenjubiläum und Drosselsang. Ich ging nach meinem Berge. Er war weiß voll Blüten und ein wahrer Strom von süßem Duft kam mir in der Morgensonne entgegen. Auch in meiner Wiese stand es prächtig und im Morgenwinde wogte schon das Gras. Freudig kehrte ich heim: da stand die junge Braut schon geschmückt neben dem Bräutigam. Es war ein wunderschönes Paar. Der stärkste Neid mußte das gestehen. Warum sollten sie nicht glücklich sein? Waren nicht alle Bedingungen bei ihnen erfüllt? Jung, reich, schön, gesund, brav, darum fort mit den dummen Gedanken!

Und so ging es in die Kirche. Alles vereinigte sich an diesem Tage, um mich in die glücklichste Stimmung zu versetzen. Es waren mir, ohne daß ich es gestand, Bedenken aufgestiegen mit dem freigemeindlichen Wesen. Aber nun hielt der Prediger eine Rede, die so aus meinem Herzen herausgesprochen war, daß ich innerlich aufjauchzte. Er sprach von der Würde des Menschen: daß der Mensch bestimmt sei, durch seine Willenskraft das Höchste zu erreichen. Vor allem sei ein edler Stolz zu erringen, der uns vor dem Gemeinen bewahre. Sünde gäbe es nicht, nur ein Herabsinken des Menschen aus seiner Würde. Das geschähe aber durch Laster und Verbrechen, hauptsächlich jedoch durch niedrige, kriechende Gesinnung, durch Knechtsinn und Heuchelei. Niedrige und kriechende Gesinnung seien eigentlich Ursache aller Laster und Verbrechen, und daran seien Fürsten und Pfaffen schuld. Die hätten den Sklavensinn dem deutschen Volke eingepflanzt. Das deutsche Volk sei frei gewesen und gut und hätte sich unter dem Einfluß des Christentums bis zum Höchsten entwickelt. Nun sei es an uns, die Ketten zu brechen, die Staat und Kirche um uns geschlungen. Ein neuer, schöner Morgen tage. Die Wiedergeburt müsse von deutschen Bauern ausgehen, da sei noch urwüchsige Kraft und gesunder Kern. Sie, die im Kampf mit der Scholle ihre Stärke und Willenskraft geübt, seien vorzüglich dazu angethan, die Freiheit und damit die Tugend im deutschen Volke wieder aufleben zu machen.

Das waren etwa die hauptsächlichsten Gedanken, die er ausführte. Ich merkte nicht im geringsten, daß jede Beziehung zu Gott in der Predigt fehlte, weil ich selbst ohne Gott lebte.

Bei dem Mittagessen brachte ich einen Trinkspruch aus auf die neue Religion und unsern heutigen Prediger und rief: „Jetzt ist's gewonnen. Nun wissen wir, woran es gefehlt hat — nun kennen wir die Geschwüre, die an unserem Leben nagten, daß wir zu keiner gedeihlichen Ent-

wickelung kommen konnten. Es liegt jetzt nur noch an uns, und an uns soll es nicht fehlen! — Es war überhaupt ein fröhliches Tafeln. Ich hatte die hervorragendsten achtundvierziger Größen aus der ganzen Gegend zu Gästen. Es sollte eine Hochzeit sein, so groß, daß Kind und Kindeskind davon sprechen sollten. Ganz Sendelbach war eingeladen. Die Armeren erhielten ihr vollständiges Essen und die anderen hatten freies Bier und Musik bis in die späte Nacht hinein. Dagegen, was nur auf einige Bevorzugung Anspruch machte, nahm an der Tafel selbst teil.

Wir waren in der großen Wirtsstube. Neben mir saß die Angelika, meine alte Liebe, die gar keinen Groll mehr gegen mich zu haben schien. Sie hatte sich merkwürdig gut konserviert und entfaltete heute die ganze Munterkeit und Liebenswürdigkeit der alten Tage. Auf der andern Seite saß meine Frau. Sie war der einzige Wermutstropfen in meine Lustigkeit, die sich mit dem immer reichlicheren Genuße von Wein immer höher gestaltete. Sie machte eine ordentliche Leichenbittermiene, als saßen wir beim Leichenmahle, nicht beim fröhlichen Hochzeitschmause. Auch was das Aussehen anging, konnte sie durchaus keinen Vergleich mit dem Sonnenengel aushalten, obwohl sie von einem Alter waren. Gesicht und Gestalt waren alt und verfallen, während jene noch glühte und glänzte wie der Vollmond.

Ich scherzte hauptsächlich mit dem Sonnenengel. Sie schien es ordentlich darauf abgesehen zu haben, mich zu fesseln. Als meine Lustigkeit den Gipfelpunkt erreicht hatte, neckte ein gegenüberstehender Bauer meine Frau, ohne etwas Arges dabei zu denken.

„Frau Klingelhöfer,“ sagte er, „geben Sie acht auf Ihren Mann; er hat den Sonnenengel noch nicht vergessen.“

Ich hatte diese Neckerei mit halbem Ohre gehört und indem ich die Angelika um den Hals faßte, rief ich: „Wahrhaftig, Angelika, ich bereue es, dich nicht genommen zu

haben; ich hätte denn doch gewiß keine Betschwester bekommen!" Und gab ihr dabei einen Kuß, der zum Gelächter aller Gäste durch den ganzen Saal schallte.

Es war nur der Ausdruck übermütiger Laune, allerdings mit dem Hintergedanken, meiner Frau eines abzugeben. Diese muß es aber schwerer genommen haben. Red' und Antwort hat sie nicht mehr darüber gegeben. Das Lächeln, zu dem sie sich gezwungen hatte, erstarb plötzlich auf ihren Lippen. Sie fuhr nach dem Herzen, als wenn sie dort einen furchtbaren Schmerz fühle, wurde plötzlich schneeweiß im Gesicht und wankte taumelnd hinaus.

Ich merkte nichts davon, aber meine Tochter schrie auf einmal: „Ach Vater! — die Mutter!"

Dann gab es einen schrecklichen Tumult, ein Durcheinanderschreien und Durcheinanderlaufen. Mit Gewalt mußte ich mir Platz machen. Als ich mich endlich durch den Anäuel von Menschen durchgedrängt hatte, sah ich eine Menge Blut am Boden und meine Frau als Leiche mitten darin. Ein Blutsturz hatte ihrem Leben ein plötzliches Ende gemacht. Da wurde es grün und gelb vor meinen Augen und ich stürzte neben sie hin auf die Steinplatten.

Sie trug den Todeskeim schon lange in sich. Wie die Blume im Schatten und in der Kälte verkümmert und vergeht, so verkümmerte und verging sie, als der Sonnenschein der Liebe und der Eintracht aus unserem Hause gewichen war. Ihr eigenstes Wesen war Hingebung und Liebe. Ohne Liebe konnte sie nicht leben. Mich liebte sie grenzenlos, darum waren meine Kälte, meine harten, höhnischen Worte lauter Gift und Mord. In der stillen Nacht hat sie ihr gepreßtes Herz ausgeweint. Jeden Abend und jeden Morgen lag sie mit meiner Tochter auf den Knien und beide haben im Gebet gerungen für den Mann, für den Vater.

Der ewige Gram mußte ihre zarte Gesundheit zerstören. Und so hat sie auch schon lange Blut gespiesen

und über Schmerzen auf der Brust und Müdigkeit in den Gliedern geklagt. Der Faustschlag hatte den ersten Anlaß dazu gegeben, denn am andern Morgen hatte sie Blut gebrochen. Meine Tochter wußte es, mir aber wurde es geflissentlich verheimlicht.

Mit desto entsetzlicherer Wucht erfaßte mich ihr unerwarteter Tod. Der plötzliche Uebergang von der höchsten Fröhlichkeit und Lust zum größten Schrecken und zur fürchterlichsten Gewissenspein hätte einen weniger starken Mann getötet oder ihn des Verstandes beraubt.

Auch ich weiß von drei Tagen meines Lebens nichts. Und wenn ich auch die Augen aufschlug und mich aufrichtete — wirklich zu mir gekommen bin ich nicht. Ich soll die Leiche auf meinen Schoß genommen und in einemfort in herzerreißendem Ton gerufen haben: „Lenchen! Lenchen! Verzeih deinem Mörder! Sieh hier, sieh hier, ich habe dich doch lieb gehabt im innersten Winkel meines Herzens,“ und dabei hätte ich immer meine Weste und Hemd weggerissen, als wenn sie es so besser sehen könnte. Ich hätte ihr fortwährend Augen, Mund und Hände geküßt, und man hätte mich zuletzt mit Gewalt von ihr thun müssen, als der Leichnam schon in Verwesung überging.

Erst auf dem Kirchhof fing es wieder an, in mir zu tagen, als ein gewaltiger Thränenstrom und krampfhaftes Schluchzen mir Kopf und Herz etwas erleichterte. Aber da hätte ich mir gern meinen bewußtlosen Zustand zurückgewünscht, so ungeheuer überströmten mich nun die Vorwürfe des Gewissens, so mächtig wallten in mir die zurückgedrängte Liebe und Sehnsucht nach dem Weibe meiner Jugend auf.

Man wollte mich mitschwätzen zu dem Trostgelage, das in dem Hause meines Schwiegersohnes stattfand, aber ich vermochte es nicht. In meinem eigenen, leeren Hause litt es mich auch nicht. Ich rannte hinaus durch Busch und Wald, durch Feld und Flur. Des Abends saß ich wieder auf dem frisch aufgeworfenen Hügel meiner Frau.

Es war ein prachtvoller Frühlingsabend. Und der Frieden in der Natur schien selbst Frieden in mein unruhiges Herz zu gießen. Aber je sanfter mein Schmerz wurde, desto gewaltiger ergriff mich die Erinnerung. Ein unbeschreibliches Heimweh und eine innige Sehnsucht erfaßten mich; ich hätte der scheidenden Sonne zurufen mögen: Nimm mich mit, nimm mich mit, — ich hätte fortschweben mögen auf den langgetragenen Tönen aus dem Horn des heimkehrenden Hirten. Und als die Abendglocke läutete, war mir es, als ob ich beten müßte, aber ich betete nicht.

Ich habe später oft über meine damalige Stimmung nachgedacht. Sie war von Gott geschickt, um mir zuzurufen: „Setz komm!“

Er hatte Friedensgedanken mit mir, und wenn ich damals zu Gott gekommen wäre, wäre mir viel Leid erspart geblieben, aber ich betete nicht. Ich vergrub mein Gesicht in die Erde des aufgeschütteten Grabhügels. So habe ich lange gelegen und lange nachgedacht.

Als ich mich aber erhob, hatte ich mich mit meinem Gewissen abgefunden und meine Lippen murmelten: „Ich thue recht und scheue niemand.“

Das war also das Resultat meines langen Nachsinnens. Es klang zwar wie Hohn aus dem Munde des Mörders über dem Grab der Gemordeten, aber es war damals meine volle Ueberzeugung. Ich war in der Verblendung. Die Frucht war noch nicht reif. Es mußte noch andere Gluthitze kommen, um sie zu zeitigen.

Während ich so dagelegen, hatte sich die Gestalt des Himmels vollständig verändert. Vorher war er hell und klar gewesen — jetzt hing eine schwarze, schwere Gewitterwolke über dem Dorfe. Mich umgab dunkle Nacht. Es begann ein unheimliches Geflüster und Rauschen der Gesträuche und Bäume, das bald zu einem wilden Sturme wurde.

Zu anderer Zeit hätte mich wohl ein geheimes Grauen erfaßt und ich hätte die Gesellschaft von Menschen auf-

gesucht, aber zu meiner damaligen Stimmung paßte der abgelegene Kirchhof und der Gewitterhimmel.

Als einmal wieder die sanfteren und besseren Anwandlungen unterdrückt waren, da nahm der alte Hochmut wieder ganz Besitz von mir, mein leidenschaftlicher Schmerz verwandelte sich in wilden Zorn gegen meinen Gegner, — fast wilder und schrecklicher als das Wetter, das um mich tobte.

Hochaufgerichtet stand ich auf dem Grabhügel meiner Frau. Der Regen peitschte mir ins Gesicht und der Sturm riß mir den Hut vom Kopfe und fast die Kleider vom Leibe. Grell leuchteten die Blitze und zeigten mir die weißen Kreuze auf den Gräbern. Ich war oft selbst wie von einem Feuerstrom umgossen und droben krachte der Donner, daß die Erde bebte, aber ich verachtete den Donner und lachte der Blitze. „Fluch,“ schrie ich in das Wetter hinein, „Fluch all den Pfaffen, Pharisäern und Heuchlern! Sie sind schuld! Wir sind die Opfer ihrer Herrschsucht und Habgier! Armes Weib dort unten, daß du dich bethören ließeßt! Aber wenn du gerecht bist, der du dort oben donnerst, so laß mich Gerechtigkeit an ihnen üben und gieb mir Mittel und Wege, sie vom Erdboden zu vertilgen!“

Aber Gott hat mein frevelhaftes Gebet nicht erhört, sondern hatte Gedanken der Gnade und des Friedens mit mir, obgleich es nicht so schien, sondern als hätte ich den Fluch Gottes auf mein Haupt herabgerufen, denn von dieser Stunde an ist eine Demütigung, ein Unglück dem andern gefolgt, bis es endlich wieder zu tagen anfing, und seltsamerweise waren es nicht große, gewaltige Ereignisse, welche mich zunächst aus meiner hochmütigen Sicherheit herausbrachten. Die harten Schläge kamen zuletzt, um mich ganz zu zermalmen.

Damals waren Wahlen ausgeschrieben für den Landtag. Ich wurde allgemein als der Wahlkandidat angesehen für meinen Wahlkreis. Man hegte auch nicht den geringsten Zweifel, daß die meisten Stimmen auf mich fielen; man

sprach sogar von Einstimmigkeit. Ich hatte es auch an nichts fehlen lassen. Wenn ich über Land ging, drückte ich jedem Bäuerlein die Hand, lachte mit den Kindern, grüßte die Alten, scherzte mit den Mädchen und hielt jeder alten Frau stand und gab Rede und Antwort. Mit Trinkgeldern war ich durchaus nicht sparsam, und wenn ich im Wirtshaus saß, ließ ich etwas draufgehen. Ich fehlte in keiner Volksversammlung und meine Reden wurden mit Beifall aufgenommen. Dadurch wurde ich meiner Sache so gewiß, daß ich mich bereits Landstand nennen ließ und mich zu allerhand Verabredungen und Versprechungen hergab. Aber siehe da! Es kam ganz anders, als alle Welt dachte!

Mein Wahlkreis war zum Teil katholisch, zwar nur ein kleiner Teil, aber dafür hartkatholisch, ein anderer Teil war alter, gediegener Bauernstand, der noch sehr an den alten, guten Sitten und Gebräuchen hing, und nur ein winziger Teil waren eigentliche Proletarier, denen alles einerlei war, wenn sie nur im Trüben fischen konnten. Die Bauern und Katholiken, die anfangs mit meiner Wahl ganz zufrieden waren, da sie mit meinen staatswirtschaftlichen Grundsätzen übereinstimmten, hatten in meinen kühnen Aeußerungen, die ich über Kirche und Religion that, ein Haar gefunden und deswegen im geheimen sich gelobt, mich nicht zu wählen. Darin waren sie einig, aber über den nun zu wählenden Kandidaten waren sie uneinig, und als nun bei der Wahl ein katholischer Geistlicher von mehreren katholischen Wahlmännern vorgeschlagen wurde, einigten sich sämtliche Katholiken auf denselben. Die anderen Stimmen zersplitterten sich. Und so kam es, daß statt meiner, unser Wahlkreis einen echten Jesuiten in die Kammer schickte. Es war die Sache desto empfindlicher, weil ich schon überall von meiner Wahl gesprochen, meine politische Thätigkeit gerühmt und die Einigkeit und die Festigkeit der politischen Haltung, die bei uns herrsche, gepriesen hatte.

Die Hauptparteiührer ärgerten sich natürlich auch

nicht schlecht, daß sie einen Jesuiten bekamen statt eines Demokraten vom reinsten Wasser, und ließen ihren Aerger nun durch Spott und Hohn aus, den sie ungeschert über mich ergossen. Man nannte mich nun „das Großmaul von Sendelbach“.

Mein Bildnis kam furchtbar verunstaltet in ein damals viel verbreitetes Witzblatt. Es waren da eine Menge Kirchen, Klöster, Mönche und Pfarrer gemalt und ich dahinter, entsetzlich den Mund aufsperrend, als wollte ich alle Kirchen, Klöster u. u., die vor mir standen, fressen, lasse mir aber unvermerkt von einem winzigen Jesuiten die Hände und Füße binden und eine Schlasmütze über Mund und Nase ziehen, an welcher ein Paar schreckliche Esels-ohren befestigt waren. Mein ganzer Ruf wurde untergraben. Ich galt nur noch als ein Windbeutel und Großsprecher und mancher Ehrenmann zog sich von mir zurück.

Ich habe mich damals wirklich so geärgert, daß ich die Selbstsucht davontrug und einen Ekel an der ganzen Politik bekam.

Mein Bürgermeisteramt bereitete mir noch mehr Unbequemlichkeiten und Vergernis. Ich war eine etwas gewaltthätige Natur, und wenn ich eine Absicht hatte, vermochte ich nicht auf krummem Wege zum Ziele zu gelangen. Dieses gerade, rasche Wesen gefiel aber den Bauern nicht. Man sagte, ich wolle in einem Tag den Flachs rupfen und auch schon das Tuch bleichen. Sie liebten das Alte und auch den alten Schlendrian. Rom sei auch nicht in einem Tage erbaut worden. Ich lag deshalb mit meinem Gemeinderat fast immer im Streit. Anfangs setzte ich noch manches durch, später gar nichts mehr. Es waren hauptsächlich ein paar Wege und die Konsolidation der Gemarkung, worin ich nach langen Kämpfen endlich gesiegt hatte. Ich habe später oft gewünscht, ich hätte nicht gesiegt, denn ich bekam fast täglich zu hören, daß ich schuld wäre, wenn die Gemeinde verarme.

„Wir werden unsern Gemeindevwald auch noch ver-

laufen müssen, und bis die Geometer fertig sind, dann werden wir auch soweit fertig sein, daß wir nach Amerika auswandern können," sagten mir sonst ganz verständige Männer, und als nun gar ein Simplum Gemeindesteuer erhoben werden mußte, da war es, als wenn jetzt die reichsten Bauern das Brot über Nacht nicht mehr im Hause hätten, und jedem, dem ich begegnete, konnte ich auf der Stirne lesen: wenn ich an den Bettelstab komme, dann bist du schuld daran.

Zuletzt tauchten auch noch Gerüchte auf, als wenn ich mit den Wegakkordanten und dem Geometer unter einer Decke spiele; als hätte ich schon eine schöne Summe vorweg bekommen und als müßten mir und meinem Schwieger-sohne die besten Aecker zugewiesen werden.

„Dem ist alles einerlei," hieß es, „der glaubt ja nicht an Gott und Ewigkeit.“

Es war überhaupt ein religiöser Umschwung im Dorfe eingetreten. Man kann wohl das deutsche Volk gegen die Geistlichkeit und Kirche und einzelne religiöse Gebräuche aufheizen, aber es ganz in Unglauben zu versenken, gelingt keinem so leicht. Dazu ist das Christentum zu sehr mit seinem eigensten Kern und Wesen verwachsen, dazu hat das Herz ein zu starkes Bedürfnis nach Glauben.

Bei unserem Freigemeindertum waren aber alle Quellen des echten Lebenswassers verstopft, und wenn etwas gereicht wurde, so war es faule, stinkende Brühe, die niemand erfrischte. Ich weiß, daß Leute aus der Gemeinde zum alten Herrn gingen und liehen sich oder kauften von ihm die alten Predigtbücher, um nur etwas zu haben. Viele ließen sich von ihm die Kinder taufen, und wenn es auch mit zitternden Händen und gebrochener Stimme geschah, es geschah doch im Namen des dreieinigen Gottes. Andere gingen, nachdem der freigemeindliche Prediger getauft hatte, heimlich zu ihm und ließen ihr Kindlein noch einmal taufen.

Hauptsächlich wurde dieser Geist geweckt und genährt

von denen, die an den Kirchthüren von den Predigten des Vikar Kreuz etwas abbekommen hatten. Als nun der alte Herr eines Abends einschlummerte, um nicht wieder aufzuwachen, da brach sich's Bahn in der Gemeinde. Mehrere entschiedene Männer gingen direkt an die oberste Kirchenbehörde und verlangten wieder einen Geistlichen. Sie seien alle miteinander von mir verführt worden. Sie hätten es nicht besser gewußt, und ich hätte mir eine Kraft gegeben, als wenn ich alles verstünde. Jetzt sei aber der größere Teil der Gemeinde zur Einsicht gekommen. Nur ein kleiner Teil sei unentschieden und ein noch kleinerer Teil seien meine entschiedenen Anhänger.

Die Kirchenbehörde ließ sich das nicht zweimal sagen. Ohne weiteres wurde ein neuer Geistlicher nach Sendelbach dirigiert.

Ich hoffte im stillen, ihm doch wieder meine Streiche spielen zu können, aber ich sollte mich stark verrechnen. Gegen seine Klugheit und Leutseligkeit und den neuen Geist in der Gemeinde kamen meine Praktiken zu kurz.

Er schwieg in seiner Antrittspredigt ganz von den früheren Vorkommnissen und gewann sich damit schon eine große Sympathie. Dann ging er zu jedem einzelnen ins Haus, und wie er dort die Herzen zu erobern verstand, das sollte ich selbst erfahren, denn er kam auch zu mir. Ich wünschte ihn freilich im stillen auf den Blocksberg, aber ich hatte auch nicht den geringsten Grund, ihn abzuweisen. Er war nun auch so freundlich und gesprächig, daß ich nicht einmal barsch und unfreundlich sein konnte. So gewinnend und achtungsgebietend war seine Erscheinung und sein Benehmen, daß er alle Gehässigkeiten von vornherein auszuschließen schien und mich wider Willen zur Höflichkeit und Zuvorkommenheit zwang. Ich begleitete ihn bis an die Hausthüre — so hatte er mich in seine Gespräche verwickelt, und als er mir dort die Hand bot, konnte ich sie ihm nicht abschlagen, obwohl wir aus mehreren Gehöften beobachtet wurden. Als er fort war, hätte ich

freilich vor Zorn und Scham die Hand abhauen mögen, die so gefügig war, — den Mund schlagen mögen, der so freundlich war, aber es war nicht mehr ungeschehen zu machen. Im ganzen Dorf hieß es bald: „Er hat sogar den Klingelhöfer zahm gemacht.“ Und ich mußte es sehen, daß selbst meine wenigen Getreuen ihm zusielen.

In kurzem hatte er einen weit größeren Einfluß im Dorfe, als ich ihn je gehabt hatte. Ich kochte vor Wut und hätte Feuer und Flammen speien mögen, aber ich fühlte meine Ohnmacht.

Es waren seltsame Erfahrungen, die ich machen mußte, und sie gingen nicht spurlos an mir vorüber. Als politische Größe so lächerlich gemacht, daß in fremden Dörfern die Kinder sich nicht scheuten, mir nachzurufen: „Das Großmaul von Sendelbach.“ Als Bürgermeister gehaßt und verdächtigt, daß man mich der gemeinsten Handlungen fähig glaubte. Als Religionsstifter entsetzlich geschlagen, daß gerade die religiösen Anschauungen und Grundsätze, die ich so sehr bekämpft und die zu stürzen ich mein ganzes Lebensglück geopfert hatte, im Dorfe die Oberhand gewannen und gang und gäbe wurden.

Ich hatte vollständig geistigen Bankrott gemacht. Aber wenn auch mein Geist geängstet und verzagt war, mein trotziges Herz war noch nicht zerschlagen und zerbrochen. Da brauchte der Herr andere Mittel.

Meine Tochter hatte sich nach dem Tod meiner Frau wieder näher an mich angeschlossen. Sie ruhte nicht eher, bis ich das Bauernhaus verkauft und zu ihnen gezogen war. Ich erhielt in dem neuen Anbau mein Bureau und zwei Zimmer, wo ich von einem in das andere gehen konnte. Sie wurden aufs schönste ausmöbliert und alle Kostbarkeiten und teure Stücke, wie mein altes Klavier, kamen auch hinein. Elisabeth ließ es sich dabei nicht nehmen, mich allein zu bedienen. Keine Magd durfte in meine Zimmer. Sie brachte mir morgens den Kaffee und abends das Nachtesse; sogar das Reinmachen that sie

selbst, und wie in alter Zeit begrüßte sie mich morgens mit einem Kusse und nahm abends mit einem Kusse wieder Abschied.

In meinem bewegten Leben hatte ich nicht viel Zeit gehabt, mich mit der Entwicklung und dem Herzenszustande meiner Tochter zu befassen. Sie mochte sehen, wie sie mit sich selbst zurechtkam. Ich dachte mir übrigens, weil alles so still und glatt ablief, sie hätte sich ganz gut in ihr Schicksal gefunden, und hier wenigstens hätte ich recht gehabt.

Als ich ihr nun wieder näher kam, sollte ich es jedoch ganz anders finden. Sie klagte zwar nicht, aber darum war es um so ergreifender. In ihren tieftraurigen Augen, auf ihren vorzeitig bleichen Wangen stand eine ganze lange Geschichte zu lesen von schmerzlicher Entsagung und tödlichem Kummer. Ihr Lebensmut und ihre Lebensfreudigkeit waren für immer gebrochen. Sie hoffte nichts mehr. Sie hatte sich ergeben und duldete. Ihre einzige Lebensaufgabe schien noch die zu sein, für mich zu sorgen.

Mein Herz schrie laut auf vor Weh über mein Kind.

Aber ich hatte kein Wort des Trostes für sie. Mit was sollte ich sie „trösten?“ Mit dem Mann, den ich ihr gegeben hatte?

Das sollte sich jetzt herausstellen, welche Wahl mein „Thue recht und scheue niemand“ für sie getroffen hatte.

Mit meinem Schwiegersohne stand ich nicht übel. Wir gingen uns gegenseitig mit Rat und That zur Hand. Ich hatte ihm mein Gut als Eigentum überlassen, nur mit der Bedingung, daß er mir, solange ich lebe, jährlich 200 Gulden dafür auszahle. Meinen Obstberg hatte ich schon am Hochzeitstage meiner Tochter geschenkt. Er war damals in heller Blüte und so sagte ich: „Das sei mein Blumenstrauß, den ich dir reiche!“ Bloß die Wiesen hatte ich behalten und wollte den Erlös vom Heu kapitalisieren. „Für die Enkel,“ dachte ich.

Mein Schwiegersohn brachte mich auf andere Gedanken. Er wies mir nach, daß es viel vorteilhafter sei, sie parzellenweise zu verkaufen und mein Geld in Staatspapieren anzulegen. Mein Schwiegersohn war ein gewiegter Geschäftsmann — alles, was wahr ist. Es zeigte sich, daß er recht hatte. Ich erlöste eine Summe, die meine kühnsten Erwartungen übertraf, und es war viel leichter, die Zinscoupons abzuschneiden und einzulösen, als das alljährige Heu und Grummet zu mähen, einzufahren, auszumiegen und zu verborgen. Außerdem bekam ich das Dreifache, als was ich bei den besten Heupreisen erlöst hatte.

So waren etwa anderthalb Jahre vergangen. Meine Tochter sollte bald zum erstenmal in ihrer Ehe Mutterfreuden genießen. Da erhielt ich eines Nachmittags einen Brief ohne Unterschrift, worin ich vor meinem Schwiegersohne, als einem ausgeheckten Spieler, gewarnt wurde, und wenn ich nicht auf meiner Hut wäre, würde bald das ganze Vermögen zum Teufel sein.

Ich dachte anfangs, es sei ein von meinen Feinden geschickt ausgespielter Trumpf, um neue Zwietracht in meine Familie zu säen; dann aber kam ich auf andere Gedanken: Warum ritt er so oft hinüber zur Kurstadt, so daß meine Tochter sich schon bei mir beschwert hatte und ich ihm schon öfters Vorstellungen darüber machen wollte? So merkwürdig hing er nicht an seiner Familie. Warum sah er immer so verstört und übernächtigt aus, wenn er zurückkam, und ging tagelang mißgestimmt umher? Das kam auch nicht von den Theezirkeln der Frau Mama und der Fräulein Schwestern! Warum vermied er es so geflissentlich, mir irgendwie einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse zu gestatten? Er war doch sonst die Offenheit selber.

Ich beschloß vorderhand nichts zu thun, niemand etwas zu sagen, aber genau aufzupassen, und wenn er das nächstemal hinüberritt, ihn heimlich zu begleiten. Ein paar Tage darauf bot sich die Gelegenheit. Ich hörte,

wie er eines Nachmittags dem Knechte zum Fenster hinaus zurief, er solle das Reitpferd in Ordnung bringen, er wolle nach dem Kurort. Im Nu war ich reisefertig, hatte mich rasiert, die besten Kleider angelegt und war bei meiner Tochter gewesen und hatte derselben gesagt, sie solle nicht unruhig sein, wenn ich die Nacht nicht heimkäme, ich hätte einen notwendigen Geschäftsgang.

Ich war immer noch ein tüchtiger Fußgänger und war schon in der Nähe des Kurorts, als der Herr Karl, der durch die vielen Steigungen und Abhänge aufgehalten wurde, auf seinem Pferde dahergebraust kam. Es war wirklich eine ritterliche Erscheinung, wie er da mit seinem jugendlich schönen Gesichte, seiner schlanken Gestalt und nobelen Haltung auf dem feurigen Kofse saß. Niemand hätte in ihm einen Bauer oder Bierbrauer gesucht, eher einen Grafen oder Baron. Mich konnte er mit dem besten Willen nicht erkennen, während ich ihn prächtig beobachtete, denn als ich ein Pferd hinter mir hörte, war ich schnell links in die Anlagen eingebogen und hatte mich auf eine Bank gesetzt, wo ich durch das Gebüsch ziemlich versteckt war.

Ich berechnete, daß ich noch vor ihm im Kurhaus und im Spielsaal sein könnte, da er sein Pferd noch abstellen mußte und auch jedenfalls noch eine Erfrischung zu sich nehmen würde.

Im Spielsaal suchte ich mir ein geschütztes, dunkles Eckchen, wo ich so leicht nicht gesehen werden konnte. Auch war man bei dem Gewoge und Gedränge der Menge ziemlich gesichert.

Es dauerte lange, bis mein Schwiegersohn kam. Die Nacht brach herein und die Lichter im Saal waren schon lange angezündet und er war noch nicht da. Ich dachte, ich sei mit dem Brieße genährt worden und fing an mich ein wenig umzusehen. Es war ein fürstlicher Glanz, der mich umgab, so daß fast meine Augen geblendet wurden; diese herrlichen Kronleuchter, diese zimmerhohen Spiegel, diese reichen Tapeten, die bemalten Decken, die seidnenen

Vorhänge und die Stühle und Sofas — ein Kaiser brauchte sich eines solchen Zimmers nicht zu schämen. Aber viel interessanter als dieses war es, die Gesichter zu beobachten. Obgleich ich das Spiel eigentlich nicht sehen konnte, merkte ich in dem Ausdruck des Gesichts sofort, wenn einer verloren oder gewonnen hatte, besonders bei den Jüngeren und Unerfahrenen.

Ein eisgrauer, gelangweilter Engländer saß freilich da — dem konnte ich nicht das Geringste anmerken, und vielleicht spielte der gerade um die höchsten Summen. Es waren allerhand Gesichter und Gestalten, die das Gaslicht hell beleuchtete. Edle, schöne Gesichter, aber wenn sie spielten, verzerrten sie sich jedesmal, aber auch echte Gaunergesichter; verführerisch schöne Weiber, aber auch alte, häßliche Megären, und das war mir eigentlich das Widerlichste. Diese alten, ausgetrockneten Gesichter, über und über mit Schminke belegt, falsche Locken, falsche Zähne, dabei jugendlich herausgeputzt und nun die von Leidenschaft verzerrten, häßlichen Mienen und die langen, dünnen Finger im Golde wühlend, — ich mußte an meine Mutter und an mein Weib denken, an diese reinen, edlen Gestalten, und stille Vergleichen vornehmen.

Wie ich so ganz in Gedanken verloren saß, hörte ich auf einmal ganz in der Nähe die Stimme Karls. Er war in einer eifrigen, leisen Unterhaltung mit einem jungen, elegant gekleideten Juden.

„Meier, du mußt mir Geld geben. Ich werde heute gewinnen, wirst sehen. Ich habe eine Methode entdeckt, wo ich gewinnen muß, aber dazu habe ich wenigstens 2000 Gulden nötig.“ Der Jude lachte wie der reinste Satan. „Das muß sein eine schlechte Methode, wo man erst verlieren muß 2000 Gulden, um zu gewinnen. Die beste Methode ist die: gleich zu gewinnen und immerfort.“

„Was verstehst du davon, du Schacherer! Mach' fort und gib mir 2000 Gulden.“

„Du kannst haben das Geld, aber gib erst Sicher-

heit.“ „Sicherheit willst du noch, du Spitzbube und habe Dir Haus und Hof verschrieben! Mach' fort, gieb das Geld!“

„Wie heißt?“ —

„Mach' fort!“

„Ich gebe keinen Seller mehr! 50 000 Gulden für die Brauerei und das bißchen Land in Sendelbach ist schon viel Geld. Wer weiß, ob ich mich nicht so schon habe verhobast. Dein „Alter“ hier bläst auch auf dem letzten Loche. Werde überhaupt nicht mehr lange warten, werde bald gehen zu klagen.“

„Kerl, wenn du das thust, morde ich dich!“

Wenn der Jude den Blick gesehen hätte, hätte er doch von seiner Kaltblütigkeit ein wenig verloren, soviel tödlicher Haß lag in dem schwarzen Auge meines Schwiegerohnes.

„Doch,“ lenkte er ein, indem er bitter auflachte, „ich wußte ja, daß du nichts ohne Sicherheit herausrücken würdest, deswegen habe ich dir den Blumenstrauß meines Schwiegervaters mitgebracht.“

„Gottes Wunder! Ein Blumenstrauß! Dein Schwiegervater ist mir lieb und wert und sein Geld noch lieber, aber ein Blumenstrauß von ihm ist mir wie ein anderer Blumenstrauß auch.“

„Du Narr, kennst du denn den Obstberg nicht, den der alte Prahlhans am Hochzeitstag als Blumenstrauß seiner Tochter schenkte? Du bist doch in letzter Zeit oft genug daheim herumgeschnüffelt! Da hast du die Besitzurkunde, und nun rasch die 2000 Gulden.“

„Nu, nu, kannst immer noch verlieren den Blumenstrauß deines Schwiegervaters, laß mich erst einmal hinter deinem Rücken ein wenig ansehen das Papierchen. — Das Papier ist gut, aber 2000 Gulden sind zu viel.“

„Jetzt zum Teufel, mach' kein langes Gehandel, der Berg ist mehr wie 3000 Gulden wert und ich gäbe dir ihn nicht, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich gewinnen würde.“

„Dann behalte deinen Berg, denn du wirst ihn verlieren. Ich will dir aber geben 1500 Gulden.“

„Wenn du mir jetzt nicht gleich 2000 Gulden gibst, gehe ich hinüber zum Levi, der zwinkert mir schon die ganze Zeit mit den Augen.“

„Nu, es ist doch einerlei, ob die Bank oder ich gewinne die 500 Gulden, aber weil du einmal willst sein ein Narr — gib das Papier her; du sollst haben 2000 Gulden.“

Er schob ihm zwei Packetchen Papiergeld in die Hand, und wie der Blitz war mein Schwiegersohn im Gedränge verschwunden. Jetzt sah ich ihn unten an der Spielbank, wo noch ein freier Platz gewesen war, auftauchen.

Ich hätte ihn schon gern während der Unterredung mit dem Juden an der Gurgel gefaßt! Schwere Gedanken gingen mir durch die Seele. Haus und Hof und nun auch noch meinen Obstberg verspielt! — Was ich mir mit saurem Schweiß errungen — der Bube verschleuderte es mit grenzenlosem Leichtsinne. Aber ich wollte ihn erst noch spielen sehen, um mit desto größerer Sicherheit gegen ihn auftreten zu können. Ich trat jetzt auch dem Tische näher. Er fing klein an zu spielen, aber er verdoppelte und verdreifachte seinen Satz. Welche Regel er befolgte, weiß ich nicht, aber zuletzt sah ich, wie er immer größere Haufen auf den Tisch warf. Er verlor fortwährend. Ich wollte hin und ihn vom Tisch wegreißen, aber ich war so eingekleidet, daß ich nur mit Gewalt mich hätte durchdrängen können, und das ging hier nicht. So mußte ich denn zusehen, wie er noch einen größeren Haufen hinwarf. Er suchte in allen Taschen. Ich wußte, es war sein letztes Geld. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne; Verzweiflung lag auf seinem Gesichte. Das verhängnisvolle Kügelchen rollte — die Croupiers zogen das Geld ein — da konnte ich mich nicht länger halten — „Schurke!“ donnerte ich ihm zu und wies ihm die geballte Faust. Er erkannte mich und wurde womöglich noch bleicher.

„Greift den Spitzbuben!“ schrie ich wieder. Es gab einen entsetzlichen Tumult. Polizeidiener drängten sich zu mir: „Sind Sie bestohlen worden, mein Herr?“ „Nein.“ „Warum machen Sie denn den Lärm?“

Ich wurde von verschiedenen Seiten gepackt und ziemlich unsanft vor die Thüre gethan.

Die kalte Nachtluft kühlte meine heiße Stirn und brachte mich etwas zu mir. Ich überlegte, daß im Augenblick nichts zu machen sei. Auch regte sich der Hunger, denn ich hatte seit dem Mittag nichts mehr gegessen. Ich ging deshalb in ein Bierhaus und ließ mir etwas Warmes geben und trank ein Glas Bier dazu. Während ich noch aß, sauste ein Pferd im Galopp vorüber. Das war mein Schwiegersohn. Welchen neuen Teufelsstreichen wird er jetzt entgegeneilen?

Es hat fast nie in meinem Leben mich etwas so gewaltig und eigentümlich ergriffen, als der Nachtgang vom Kurort nach Sendelbach. Vor vielen, vielen Jahren war ich ja auch auf demselben Weg der Morgendämmerung so entgegengegangen wie jetzt. Was lag nicht alles dazwischen? Fast übermächtig kam die Erinnerung über mich. Jeder Stein, jeder Baum war mir bekannt. Dort an dem Busche hatte ich gewöhnlich einmal geruht, dort auf der Anhöhe hatte ich aufgeatmet. Es war ja die letzte. Von dort aus sah ich schon die heimatlichen Berge und Fluren, dort hatten mich oft die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßt. Und was war für ein Unterschied zwischen einst und jetzt? Damals hatte ich mein krankes Kind auf jugendlich starkem Arme getragen, das Herz voll Vertrauen und Hoffnung auf Heilung und Rettung. Und jetzt schlich ich heim, durch die Jahre und Unglück gedrückt und gebeugt, voll Bangen und Sorgen, um auf dasselbe Kind, um auf das halbgemordete Weib vielleicht den Todesstreich zu führen, um ihm wenigstens zu sagen: „Der Mann, den dir dein Vater gegeben hat —

der Vater des Kindes, das du unter dem Herzen trägst — ist ein Schurke!“

Es ergriff mich eine Wehmut, die mir im wahren Sinne des Wortes fast das Herz abdrückte. Ich mußte mich auf einen Stein am Wege setzen, da bekam das volle Herz Luft. Ein Thränenstrom lief mir über die Backen und ich schluchzte wie ein kleines Kind.

Es hämmerte und hämmerte an meinem Herzen, ob es wohl weich würde; aber es wollte und wollte nicht weich werden.

Als ich mich satt geweint hatte und ich ruhiger geworden war, kam ich mir vor als ein Mann, der überall das Rechte gewollt hätte, aber dem alles zum Unglück ausschlug. Ich ging in diesem Sinne mein ganzes Leben durch und siehe — es paßte alles auf ein Haar. Ich hatte ein rechtes Mitleiden mit mir selber.

Hatte ich nicht meine Frau nur geheiratet, um recht zu thun? Und nun wurde ich für sie der Stein des Anstoßes, die Ursache großen Leids und Wehs, sogar die Veranlassung ihres Todes! Hatte ich nicht mit meiner Tochter die besten Absichten? Wollte ich nicht sogar mit dieser Ehe früheres Unrecht sühnen? Und nun habe ich nur Unheil und Unfegen gestiftet! Es war gewiß ehrliches Geld und Gut, das ich besaß; da war auch kein Heller, der nicht durch Fleiß und Sparsamkeit erworben war, und wurde mein Wohlstand nicht meinem Schwieger-sohne zum Fallstrick? Ich hatte keinen gerechten Grund, in diesem Falle mit irgend einem Menschen zu grollen; so grollte ich der Vorsehung.

Unter solchem Grollen zog ich in Sendelbach ein. Der junge Tag warf von Osten her kaum einen hellen Schein. Ich dachte: was brauchst du deine Tochter zu wecken; sie erfährt's immer noch früh genug, wenn sie es erfahren muß. Zu ändern ist vorderhand doch nichts mehr. Ich hatte einen Schlüssel zu meinem Logis, und da ich keine Streichhölzchen fand, legte ich mich dunkel zu Bette.

Die Sonne schien schon recht heiß ins Zimmer, da wurde ich wach. Meine Tochter stand vor mir mit dem Kaffee.

„Ich hatte gar nicht daran gedacht,“ sagte sie, „daß du zurück sein könntest, sonst hätte ich ihn dir früher gebracht. Die Diefse sah deine Stiefeln vor der Thür und behauptete, du wärest da. Ich sagte, es könnte gar nicht sein, denn ihr hättet heute noch wichtige Geschäfte. Ich machte einmal auf gut Glück den Kaffee zurecht und bin sehr überrascht, dich zu treffen. Wo ist denn Karl?“

„Er ist der denn nicht zurück?“ fragte ich gespannt.
„Der muß ja vor mir hier gewesen sein!“

„Gewiß war er vor dir da; es muß etwas nach zwölf Uhr gewesen sein, da kam er angaloppiert. Er ist aber gleich wieder fort, um dir das Geld zu bringen.“

„Welches Geld?“

„Hat er dich denn nicht getroffen? Er sagte ja, er müßte schnell zu dir reiten.“

„Ich weiß von nichts.“

„Gott, was hat das denn zu bedeuten? Vater, hast du denn nicht gesehen, daß dein Geldschrank draußen in der Stube erbrochen ist?“

Mir ging eine furchtbare Ahnung auf.

„Ich habe nichts gesehen. Ich habe mich dunkel gelegt. Wer hat ihn denn erbrochen?“

„Karl hat es gethan. Er sagte, er müsse dir schnell alles Geld bringen — alle Staatspapiere, es wäre eine Geldkrisis eingetreten und könnten ungeheure Summen verloren gehen. In der Eile hättest du vergessen, ihm den Schlüssel zu geben, so müsse er aufbrechen. Er packte alles zusammen, was er fand. Deine Papiere vom Wiesenverkauf und dein ganzes Ersparte und ist wieder im Galopp fortgesprengt.“

„Wann war das?“

„Um ein Uhr.“

„Und jetzt haben wir zehn Uhr — ein schöner Vor-

sprung. — Nun sollst du doch wissen, daß Karl nichts weiter ist, als ein Spieler, ein Schurke und gemeiner Dieb, und wenn ich ihn vor seiner Einschiffung nach Amerika nicht noch erwische, sind wir Bettler. — Und jetzt laß mich, daß ich ihm nacheilen kann.“

Ich bin aber nicht nachgeeilt.

Vorher war ich doch so besonnen gewesen und hatte überlegt, wie ich ihr die Unglücks Geschichte beibringen könne, ohne ihr besondere Gemütsbewegung zu verursachen, und nun hatte mich der Zorn über die neue Schurkerei so in die Hitze gebracht, daß ich dennoch wie jener Tölpel mit der Thüre ins Haus fiel. Wie ich es gesagt hatte, kam es zwar wie eine Ahnung über mich, als wenn ich einen recht dummen Streich gemacht hätte, und es lief mir heiß und kalt durch den ganzen Körper, aber es war zu spät und ich sollte bald sehen, was ich angerichtet hatte.

Meine Tochter fiel auf einen Stuhl und fing an furchtbar zu weinen, dann ballte sie auf einmal die Hände und schlug krampfhaft um sich. Ihre Gesichtszüge verzerrten sich und sie fing an „Karl! Karl!“ zu rufen und das wiederholte sie so schnell, daß ich meinte, der Atem müsse ihr ausgehen, aber dessenungeachtet ging er immer schneller, bis ihr die Kräfte versagten.

Es wurde mir so angst und so unheimlich, daß sich, glaube ich, mein Haar kerzengrad in die Höhe stellte und es mir war, als wenn mir fortwährend Eimer voll Eiswasser den Rücken hinuntergeschüttet würden.

Ich vergaß Schwiegerjohn und Geld.

„Elisabeth! Elisabeth!“ rief ich in den flehendsten Angstimmen. — Sie antwortete nicht, sondern sah gläsern und starr in das Weite und rief wieder „Karl! Karl!“

Um Gotteswillen, ist sie wahnsinnig geworden? Ich brachte sie in ihr Bett und schickte einen Knecht mit einem Schreiben an den nächsten Arzt. Aber auch dieser konnte ihren seltsam aufgeregten Zustand nicht beschwichtigen. Alle Beruhigungsmittel, selbst der stärkste Schlaftrunk halfen

nichts. Sie schwatzte immerfort das tollste Zeug durcheinander und mit einer Schnelligkeit, daß man es nicht anhören konnte. Der Arzt beruhigte mich nun zwar und sagte mit großer Gewißheit, daß dieser Zustand vergehen würde, sobald ihre Stunde komme. Aber wann wird diese Stunde kommen?

Ich habe volle acht Tage und acht Nächte an ihrem Lager gefessen und mich kaum minutenlang entfernt. Es war ja mein Eins, mein Alles, was ich noch auf Erden besaß, — meine liebe, liebe Elisabeth! Liebe Nachbarn und Freunde, es war eine Höllepein, die ich aushielt. In jener Zeit ist mein Haar, das noch bis dahin pechschwarz war, schneeweiß geworden. Sa, hätte ich beten können, so recht aus kindlich-demütigem Herzen heraus beten, Gott alles vertrauensvoll anheimstellen — aber ich konnte nicht. Was sollte ich beten? Ich litt ja unverschuldete, ungerecht. Ich grollte der Vorsehung Gottes noch immer. Wohl manchmal blickte ich sehnsuchtsvoll zum Himmel hinauf, als wenn dort Frieden zu finden wäre für mein gequältes Herz, aber es war nicht nachhaltig.

Nach acht Tagen kam die Stunde. Damals wurden Martha und Maria geboren. Und richtig, wie der Arzt gesagt hatte: meine Tochter kam zu sich und redete klar und verständig. Alles Vergangene war ihr wie ein wüster Traum.

Ohne daß ich wußte, wie es geschah, lag ich plötzlich auf den Knien. Freudenthränen liefen mir über die Wangen und ich rief zu Gott hinauf: „Allerbarmer! ich danke dir.“

Aber es war nur ein kurzer Augenblick, daß ich auf den Knien lag. Es war auch nur eine kurze Freude, die ich hatte.

Eines Nachmittags saß ich bei meiner Tochter im Zimmer. Es war so friedlich stille und die Sonne schien so warm und hell zum Fenster herein. Mir war so freudig und fröhlich zu Mute wie lange nicht. Sie hatte sich eben einmal wieder die Zwillinge ins Bett reichen lassen,

und nachdem sie dieselben unter Thränen geküßt hatte, legte sie die Hand segnend auf sie und sagte ruhig und fest: „Vater, ich glaube, ich muß sterben.“

„Kind,“ rief ich, „erschrecke mich nicht so thöricht!“
Ich zitterte am ganzen Leib.

„Ach, Vater, ich würde ja gerne leben, aber ich fühle es nur zu gewiß: ich habe einen inneren Schaden davongetragen, den kein Doktor mehr heilen kann.“

Ich rang vergeblich nach Fassung.

„Vater,“ sagte sie wieder und ergriff meine Hand, „gelobe mir, für diese Kinder zu sorgen, wie du für mich gesorgt hast; dein Arm ist noch so stark, wie er damals war.“

Ich gelobte es unter Schluchzen mit gebrochener Stimme. „Und nun noch eins: Siehe, Vater, ich habe immer eine große Verehrung für dich gehabt und deine Worte galten mir für ein Evangelium; du hast mich ja allein unterrichtet und alles, was ich weiß, hast du mich gelehrt. Aber ich habe auch die Mutter lieb gehabt, unaussprechlich lieb, und ihr Glaube und was der Vikar Kreuz gesagt, hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Nun sage mir, Vater, was das Rechte ist. Siehe, ich bin ein einfältiges Weib, was nicht zu entscheiden weiß, aber ich stehe vor der Pforte der Ewigkeit und möchte gern selig werden. So sage mir: ob ich vor Gott treten soll, indem ich mich auf meine Rechenschaft berufe mit deinem Wort: „ich habe recht gethan und niemand gescheut,“ oder ob ich als arme Sünderin Buße thun und mich ganz der göttlichen Gnade anheimgeben muß, ob mich nur der Glaube an das erlösende Blut unseres Heilandes selig machen kann.“

Mir war bei dieser einfachen Frage, als wenn alle Donner des Himmels auf mein Haupt gefallen kämen. Meine Tochter schien es nicht mehr zu sein, die diese Frage an mich stellte, sondern ein zürnender Engel Gottes. Meine ganzen Thaten, meine Gedanken und Worte standen in heller Beleuchtung vor meiner Seele, aber auch ihre entsetzliche Verfehrtheit und Verwerflichkeit. Ein Todes-

weg durchzuckte mein Gemüt, daß ich einem Wahne Frau und Tochter geopfert hatte. Tiefe Schamröthe deckte mein Gesicht und mit niedergeschlagenen Augen antwortete ich: „Glaube, wie deine Mutter geglaubt hat!“

„So laß mir den Pfarrer kommen. Ich will das Abendmahl genießen, und du, Vater, genießt mit mir das Abendmahl.“

Was sie geahnt hatte, ist richtig eingetroffen. Nach acht Tagen war sie begraben und ich blieb allein zurück mit den hilflosen Kleinen. Meinen Schmerz kann sich niemand vorstellen. Ich habe auch keine Worte, um ihn zu schildern, zumal da nun auch eine den innersten Grund meines Wesens erschütternde Neue dazu kam. Es war dunkle, schwarze Nacht überall und ich wäre vergangen in meinem Glende, wenn nicht einige helle Strahlen der göttlichen Gnade in das Dunkel hineingeleuchtet hätten, und diese Strahlen wurden immer heller und leuchtender, je mehr ich von Herzen betete, in dem Worte Gottes las und mich in meinem Sündenbewußtsein demüthigte. Aber ehe ich recht zum Frieden gelangte, mußte ich den bitteren Kelch des Leides bis auf den Grund ausleeren.

In meinem ganzen bisherigen Leben fand ich auch nicht einen Ruhepunkt, wo ich mit Lust hätte weilen mögen. Worauf ich bisher stolz war, das gereichte mir jetzt zum Vorwurf. Was ich bisher lieb hatte, das haßte ich jetzt von Herzensgrund; worüber ich mich sonst gefreut, darüber weinte ich jetzt die bittersten Thränen. Meine ganzen Pläne, meine Thätigkeit, alle Erfolge verloren, verkehrt und verfehlt! Der Schweiß, den ich damals geschwitzt, brannte mich wie höllisches Feuer; die Kämpfe, mit denen ich mir glaubte eine Märtyrerkrone errungen zu haben, drückten mich darnieder, und dann die zwei Gräber! Ach, wenn ich sie wieder hätte hervorrufen können und mit Weib und Tochter ein neues Leben anfangen! Der größte Schmerz der Erde wäre mir ein Geringes gewesen. Brannte nicht das Rainszeichen an meiner Stirn? Gattenmörder! Kindes-

mörder! Weib und Kind — waren sie nicht Opfer, am Altar meines selbstgerechten Dünkels und Hochmutes geschlachtet?

Es war die grundlose Gnade und Barmherzigkeit Gottes, daß das Unkraut, welches ich in die Gemeinde gesäet, nicht aufgegangen war, aber galt nicht trotzdem von mir: Wehe dem Menschen, durch welchen Vergerniß kommt!? Und hatte ich nicht den Knecht Gottes unter Mißhandlungen hinausgetrieben, — den frommen, geduldigen Kreuz, und nur, weil er den wahren Glauben und den wahren Heiland verkündigt hatte? Hatte ich an ihm allein nicht zehnfachen Tod verdient?

Solche und ähnliche Gedanken durchbrausten mein Gehirn und beschwerten mein Herz. Mitten in diesem Chaos von Gedanken und Gefühlen durchzuckte es mich manchmal wie ein Blitz und gab mir unaussprechliches Entzücken: Auch dir kann noch vergeben werden, auch für dich hat der Gottessohn am Kreuze geblutet!

Das war es denn auch, was mich aufrecht erhielt am Sterbelager meines einzigen Kindes und mir durch die merkwürdigsten Mühsale und Demütigungen hindurchhalf, die mir noch bevorstanden.

Der Jude Meier war schon gleich den ersten Tag, als das Gerücht nach dem Kurort kam, mein Schwiegersohn sei durchgegangen und hätte mir all mein Geld gestohlen, zu mir gekommen und hatte mir die verschiedenen Verschreibungen präsentiert. Ich hatte damals kurzen Prozeß mit ihm gemacht und ihn die Treppe hinuntergeworfen und gesagt: „so gnädig ging es nicht ab, wenn er wiederkäme.“ Aber gleich nach dem Tode meiner Tochter kam er wieder. Damals habe ich ihn nicht wieder abgewiesen. Er blieb es aber nicht allein. Man kam von allen Seiten: Christen und Juden und Juden und Christen präsentierten Schuldscheine und Wechsel und Rechnungen und Anweisungen. Kurz und gut, ich mußte alles versteigern: Haus und Hof, Mobilien und Immobilien

und es blieb mir zuletzt nichts übrig, als mein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, die Wiege, meine Kleider und fünfundsiechzig Gulden dreißig Kreuzer.

Jetzt merkte ich erst, wie wenig beliebt ich war, obgleich ich wunder geglaubt hatte, wie fest ich in den Herzen der Leute saße. Als ich meinen Bürgermeisterdienst niederlegte, gab man sich nicht einmal die Mühe, die allgemeine Freude darüber zu verbergen, und obgleich ich jetzt, da ich mit den zwei kleinen Kindern allein war, allerhand Hilfsleistungen bedurfte, regte sich auch nicht eine Hand oder ein Fuß, um mir beizuspringen.

Die oft verschwenderischen Wohlthaten, die ich ausgeteilt, hatten mir keine Liebe errungen, denn so gern sie auch angenommen wurden, — mein Stolz hatte immer wieder den guten Eindruck vernichtet. Es kostete mich keinen geringen Kampf, nun selbst Hilfe und zwar unentgeltliche, anzusprechen. Aber es mußte geschehen. Wie lange dauerte es, daß man mich in meinem Logis noch wohnen ließ, und wie lange konnte das wenige Geld aushalten? Ich mußte gehen, um mir einen Verdienst zu suchen. Alle meine Gesuche und Bittschriften waren unbeantwortet geblieben.

Ich habe manchen sauern Gang gethan und das Weh drückte mir manchmal fast das Herz ab. Wie wurde ich von oben herunter angesehen von solchen, die ich sonst kaum beachtet hatte! Wie manche Gemeinheit und rohen Spott mußte ich ruhig einstecken! Aber alles war umsonst.

Der letzte Gulden war angebrochen, und wenn er verzehrt war, hatte ich gar nichts, gar nichts mehr. Ach, die armen Kinder. Sollte ich mich am Ende mit ihnen noch auf Gemeindefkosten ernähren lassen?

Es war weit mit mir gekommen. — In meiner Trostlosigkeit sank ich auf die Kniee und betete heiß und betete lang. Und während des Gebetes kam mir auf einmal ein heller Gedanke: Fort, fort von hier zum Vikar Kreuz! Der war aber nicht mehr Vikar, sondern Pfarrer hier in

Adelhain und Schulinspektor. Ich will heimkehren zu ihm, wie der verlorene Sohn. Wenn es irgend einen Menschen giebt, der mir verzeiht und der mir hilft, so ist es der.

Am demselben Märztage, wo wir ihn über die Grenze hinausjagten, bin ich selbst bei Nacht und Nebel, auf jedem Arme ein Kind und auf dem Rücken ein schweres Bündel, aus Sendelbach hinausgewandert, viel ärmer und ausgestoßener als er selber.

Als ich auf der neuen Brücke stand, nahe bei dem Wiesengrunde, da konnte ich es nicht lassen: ich mußte noch einen Blick werfen auf meine alte Heimat. In demselben Augenblick teilte sich das Gewölk und der Mond kam klar und voll zum Vorschein. Hell beleuchtete er das weiße Schulhaus hinter dem Walde von Obstbäumen, zugleich aber beleuchtete er auch zwei weiße Kreuze auf dem Kirchhofe. Ich verbarg mein Angesicht in dem Kleidchen meiner Maria und weinte bitterlich. Und so bin ich mit meiner schweren Last ins Gebirge hineingeschwankt. Aber damit waren auch die Zeiten der Heimsuchung vorüber.

Die Sonne der göttlichen Gnade fing an, meinen Lebensweg zu beleuchten. Ach, wie bin ich aufgenommen worden hier in dem lieben Pfarrhaus, nicht als ein ausgestoßener Bettler, sondern als Freund, als Bruder! Wie sorgsam und liebevoll hat mich unser Pfarrer behandelt! Wie hat er den kaum gesproßten Glauben gestärkt und genährt und den neuen Menschen in mir groß gezogen, so daß ich jetzt freudig bekennen muß:

Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält!
Wo anders, als in Jesu Wunden?
Da lag er vor der Zeit der Welt,
Der Grund, der unbeweglich steht,
Wenn Erd' und Himmel untergeht.

Ich verdanke unserem Pfarrer nächst Gott am meisten. Denn wie er meinem verstörten Herzen wieder zum Frieden verhalf, so half er auch zu meinem leiblichen Fortkommen.

Ihm verdanke ich die hiesige Schulstelle. Es war eine merkwürdige Fügung Gottes, daß in demselben Augenblicke, wo ich mit meinem Bündel und meinen zwei Enkeln in Adelhain einzog, der alte Lehrer am Sterben lag. Ebenso merkwürdig war es, daß der Pfarrer, als ich ihm meine Erlebnisse ein Langes und Breites gebeichtet hatte, aus seinen alten Papieren ein Dekret der Regierung hervorzog, worin mir zwar mein Abschied erteilt war, aber auch die Zusicherung, wann mich einmal mein Austritt reuen sollte, solle mir stets der Rücktritt in den Schuldienst offen stehen und solle dabei in Anbetracht meiner Verdienste meine bisherige Dienstzeit in Anrechnung gebracht werden.

Das war das Schreiben, welches mir seiner Zeit der Vikar Kreuz so eifrig zustellen wollte, und dessen Annahme ich so hartnäckig verweigerte.

Wer kann hier das wunderbare Eingreifen der göttlichen Gnadenhand verkennen?

Um es kurz zu machen: Mit diesem Dekret bewaffnet ist unser Pfarrer nach der Hauptstadt gereist, und ich bin Lehrer in Adelhain geworden."

Als der alte Klingelhöfer nun schwieg und sein ehrwürdiges Haupt auf die Brust sinken ließ, wagte keiner der Männer das feierliche Schweigen zu brechen. Nur einer nach dem andern verließ seinen Platz und drückte ihm schweigend die Hand und schämte sich der Thränen nicht, die ihm über das wetterharte Gesicht rollten.

Ganz allein der alte Sauereffig kam nicht. Wenn er auch vielleicht gerührt war, verharrte er doch in finsternem Schweigen.

Der Schulmeister mit seiner einfältigen Geschichte sollte ihn denn auch nicht anderen Sinnes machen.

Im Gegenteil wurde von jenem Kindtaufsabend an sein Benehmen gegen seinen Sohn noch gereizter und grimmiger. Wenn Konrad nicht bei dem Pfarrer Kreuz sein: „Du sollst Vater und Mutter ehren" gelernt hätte, so wäre es zu offenem Bruche gekommen.

Der arme Mensch mußte furchtbar leiden. Der heimliche Kummer nagte an seinem Leben.

Je geduldiger und fügsamer aber Konrad war, je mehr der innere Kampf in seinem Aussehen sich kund gab, desto wütender wurde sein Vater gegen ihn. Der alte Sauereffig wußte selbst seinen Zustand nicht zu begreifen. Er war mit allem unzufrieden, mit sich, mit seinem Sohn, mit der ganzen Welt. Er hatte einen Zorn in sich; er hätte einen Mord thun mögen. Er wußte nicht, daß seit jenem Abende sein Gewissen unruhig geworden war und das Bessere in ihm mit dem Trotz seines Wesens in ernstem Streite lag.

„Ich gebe dir drei Wochen Zeit,“ sagte er eines Tages zu seinem Sohne, „damit du dich nach einem Mädchen zum Heiraten umsiehst. Ich lasse dir Freiheit, du darfst jedes Mädchen wählen; das ärmste soll mir so willkommen sein, wie das reichste. Nur eines darfst du nicht wählen: Schwentz's Mädchen. Hast du in drei Wochen nicht gewählt, so wähle ich. Ich bin des Hangens und Wangens müde bis an den Hals.“

„Vater, raubet mir nicht die letzte Hoffnung!“ flehete sein Sohn.

Ein Stück Holz, das gerade der Alte in der Hand hatte, flog an seinem Kopfe vorbei. Das war die Antwort seines Vaters.

Die drei Wochen waren noch nicht vorüber, da brachten eines Nachmittags ein paar Nachbarn den Konrad leichenfahl im Gesicht und mit nachschleppenden Beinen in das Haus. Er hatte in der Kirche der Doppeltrauung der beiden Enkelstöchter des alten Klingelhöfer beigewohnt und war plötzlich ohnmächtig hingefunken.

Der alte Sauereffig, der eigentlich seinen Sohn sehr gern hatte, erschrak heftig. Er machte selbst das Bett für den Kranken zurecht und half ihm hinein.

„Ihr werdet nicht ruhen, bis Ihr Euren braven Sohn im Grab habt, Sauereffig,“ sagte einer der Nachbarn.

„Ich thue recht und scheue“ Sauereffig sprach das Sprichwort nicht aus. Es war ihm, als wenn ihm jemand plötzlich auf den Mund geschlagen hätte.

Als die Nachbarn sich entfernt hatten, saß er überlegend und sinnend an dem Bette seines Kindes. Er ging nicht zum Nachteffen. Er legte sich auch nicht zur Ruhe. Er überwachte seines Sohnes Schlaf und schaute in sein abgehärmted Gesicht und sann und sann. Sollte es wahr sein, was der Schulmeister so betonte, daß das „Thue recht und scheue niemand“ ein gefährliches Wort sei, sollte wirklich darin mehr des Menschen eigener Sinn und Eigensinn einen Ausdruck gewinnen, als der wahrhaftige Gotteswille, sollte es dadurch auf falsche Bahnen lenken und ein Deckel werden für die Bosheit des Herzens und das schreiende Gewissen?

Als man seinen Sohn so bleich hereinbrachte und er „ich thue recht und scheue niemand“ sagen wollte, war es nicht in der That nur eine Entschuldigung für sein schreiendes Gewissen gewesen? Er schämte sich. Vor seinem geistigen Auge stand plötzlich, als wenn es Wirklichkeit wäre, das weiße Schulhaus zu Sendelbach, in welches das „Thue recht und scheue niemand“ so viel Jammer gebracht hatte, und gleich daneben auf dem Kirchhofe sah er die zwei Grabhügel mit den weißen Kreuzen. Dann verwandelte sich auf einmal der Kirchhof zu Sendelbach zum Kirchhofe in Adelhain. Dort stand auch ein Kreuz auf einem ihm bekannten Grabe. Und darunter schlummerte auch eine Dulderin, der er mit „ich thue recht und scheue niemand“ das Leben recht sauer gemacht hatte. Von diesem Grabe fiel sein Blick auf ein kleines mit Blumen reich geschmücktes Gräbchen und vor diesem Gräbchen sah er seine Schwester knien und herzerreißend schluchzen.

War es damals auch recht gewesen, das kaum im Mutterleibe erblühete Leben zu morden?

Dem alten Sauereffig wurde so heiß am Bette seines Sohnes, daß er kaum sitzen bleiben konnte. Ihm ward

ähnlich zu Mute, wie dem alten Klingelhöfer, da ihm in einer Nacht sein schwarzes Haar weiß geworden war, und jene Entscheidung trat vor ihn, welche die sterbende Tochter dem verzweifelnden Vater vorgelegt hatte zwischen der „Thue recht und scheue niemand“-Religion und zwischen Buße und Glaube an die in Christo Jesu erschienene Gnade.

Es war eine furchtbare, aber doch reich gesegnete Nacht für ihn.

Am nächsten Morgen, kaum daß Konrad erwacht war und sich wieder wohl fühlte, verließ der Alte das Haus. Er war in die Schule zum alten Klingelhöfer gegangen. Es währte Stunden, bis er wiederkam.

Bald darauf verließ er wieder sein Haus, aber sein Sohn Konrad schritt mit hell verklärtem Gesichte an seiner Seite. Sie gingen diesmal nicht in die Schule, sondern in das Haus daneben, in das Haus der Schwentkin, wo schon der alte Schullehrer die Ankömmlinge erwartete. Dort sind sie noch viel länger geblieben, als der alte Saueressig den Morgen beim Schullehrer.

Man brauchte kein Ratsherr zu sein, um zu wissen, was dadrinnen vorging. Wen jedoch die liebe Neugierde plagte, daß er zu den niedrigen Fenstern hineinblickte, der konnte die alte Schwentkin im Bette sitzen sehen, vor Freude bald weinend, bald lachend, der konnte ein Pärchen wahrnehmen, das Hand in Hand da stand und in seinem Entzücken die ganze Welt vergessen hatte, der konnte merken, wie das finstere, faltige Gesicht des alten Saueressigs immer freundlicher und glätter wurde, indem unter der Freude seiner Kinder und seiner Schwester die Eisrinde um sein Herz schmolz und wie er zuletzt dem alten Schullehrer warm und fest die Hand drückte und mit einer Thräne im Auge sagte: „Gott hat noch alles gut gewendet.“



Deutsche Volksbibliothek

für

Lesevereine und das Haus.

Jeder Band eleg. geb. ist einzeln à M. 1.— käuflich.

1. Band: **Schupp, D.**, Der Schulmeister von Sendelbach.
2. Band: **Nordheim, J.**, Die zwölf Weichtkameraden.
3. Band: **Lohmann, B.**, Gustav Adolf Helm.
4. Band: **Doppel, Dr. E.**, Pyrrard's erste und letzte Reise.
5. Band: **Litt, Fr.**, Ost und West, Daheim ist das Best.
6. Band: **Schupp, D.**, Drei Tage aus dem Leben eines Kreuzträgers.
7. Band: **Stein, H.**, Die Todfeinde.
8. Band: **Stein, H.**, Der Erbe von Friedheim.
9. Band: **Groll, Th.**, Der Pfarrer vom Gebirge.
10. Band: **Groll, Th.**, Ein verlorenes Dokument.
11. Band: **Bonnet, J.**, Die weiße Gemse.
12. Band: **Brennekam, D.**, Ein hartes Herz.
13. Band: **Bonnet, J.**, Der entdeckte Schatz.
14. Band: **Bonnet, J.**, Nach Amerika.
15. Band: **Bauer, E.**, Die Tellerhäufer.



Der Herr unser Halt! Erzählungen von Thekla Hempel.

8^o. (297 Seiten.) Elegant gebunden Mk. 3.—.

In fünf Erzählungen behandelt die Verfasserin einen nie erschöpften Gegenstand: die Liebe, welche zwei Herzen fürs Leben bindet. Allein weit entfernt, sogenannte Liebesgeschichten im gewöhnlichen Sinne zu sein, atmen diese Erzählungen tiefen, heiligen Ernst. Nicht nur wahres Christentum, sondern was besonders zu schätzen ist, echtes evangelisches Bekenntnis tritt uns in diesem Buch entgegen.

Der Frauen Beruf. Erzählungen von Thekla Hempel. 8^o. (247 Seiten.)

Elegant gebunden Mk. 3.—.

Die üblichen Berufszweige, denen sich das weibliche Geschlecht zu widmen pflegt, werden hier beleuchtet. Die Stütze der Hausfrau, die Näherin, das Dienstmädchen, die Diakonissin, die Schriftstellerin, die Lehrerin treten uns vor Augen, ja die zwei nicht selten mit besonderem Mißtrauen betrachteten Gestalten der Stiefmutter und der ledigen Tante fehlen nicht. Die Verfasserin versteht es, in wirklich ergreifenden Zügen so manches Weh zu schildern, welches einerseits oft Veranlassung wird, daß ein Mädchen nicht dazu kommt, den der Frau von Gott in erster Linie bestimmten Beruf der Gattin und Mutter zu erfüllen, sowie das Kreuz, welches fast keinem Mädchen in den verschiedenen, oben bezeichneten Berufsarten erspart bleibt. Allein die Verfasserin versteht es auch meisterhaft, demgegenüber um so glänzender das strahlende Licht zu zeigen, welches über jede weibliche Berufsart sich ausbreitet, wo die Frau zur gottbegnadeten Segenspenderin wird, weil das Herz in innigster Frömmigkeit eins ist mit Gott, oder durch mannigfache Prüfung und Läuterung eins mit ihm geworden ist.

Skizzen nach dem Leben! Von P. Fried- heim. 8^o. (V. 370

Seiten.) Elegant gebunden Mk. 3.60.

Sechs Erzählungen werden in diesem Buche geboten, deren Durchführung und Darstellung eine musterhafte genannt zu werden verdient. Namentlich zeichnen sich diese Skizzen aus durch eine feine, auf eingehende Erfahrung gegründete Kenntnis der innersten Tiefen des menschlichen Herzens mit seinen verborgenen Regungen und Empfindungen. Hier ist in der That Herz und Gemüt bildende Lektüre, welche des wohlthätigsten Eindrucks auf christliche Leser nicht verfehlen wird, aber gewiß auch geeignet ist, religiös gleichgültige Leute etwas empfinden zu lassen von der weltüberwindenden Kraft des lebendigen Christenglaubens.

Mathilde oder Geprüft und bewährt.

Für erwachsene Töchter von Bertha Mathe. Dritte
Auflage. Elegant gebunden Mk. 3.—.

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, in dieser Erzählung eine gesunde, reine Lektüre zu bieten und die Rückkehr zur Einfachheit, zur wahren Religiosität — ohne Beimischung von Frömmelei — zu erzielen. Der Inhalt verfolgt eine Scala von Kämpfen, Leiden, Anfechtungen und Freuden eines jungen Mädchenherzens, das — Gott zum Führer wählend — seinen Weg in kindlicher Glaubenszuversicht wandelt. Der Gang der Handlung ist ergreifend und spannend. Die Heldin ist das Vorbild einer Tochter, welche durch zärtliche, opferfreudige, selbstlose Liebe, durch Besonnenheit und Verständigkeit ihren Eltern Freude macht und ihnen als Stütze dient. Treu besorgten Müttern kann dieses Buch aufs wärmste empfohlen werden. Wenn sie es ihren Töchtern in die Hand legen, werden sie selbst Segen davon ernten, da es sicherlich nachhaltigen guten Einfluß auf deren Gemütsbildung bewirkt.

